





15/1

in Deutsche Monatsschrift, Leipzig, 1795, 1. Band, S. 60—66. Fr. Hoffmann, Die Burgen und Bergfesten des Harzes, 1836, S. 1—12. Bote aus Thüringen und Harz, bei Rohland, Sangerhausen, 1837, neu gedruckt im Sonntagsblatt für die gold. Aue 1900. W. Schönichen, Die Burg Questenberg. Thür. und Harz, eine Zeitschr., von v. Sydow in Sondershausen herausgegeben, 1842, Band 6, S. 68—79. Hat die unzulässigen Nachrichten von Joh. Gottfr. Kranoldt benutzt. Das Questenfest. Gedicht eines unbekannten Dichters, nach einer Handschrift von 1820. Aus d. Heimat 1892, No. 23. Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, 1848, No. 250. Vergl. auch Kuhn, Märkische Sagen, 1843, S. 329—336, von dem Kronen- und Kreuzbaum bei den Wenden der Altmark. Reiche, Preußens Vorzeit, I, 288—291. Dr. O. Richter, Rhönhausbuch, 1876, S. 148—150. Größler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, 1880, S. 181—184. Lemde (Menzel), Führer durch das Rhönhausbergebirge, S. 69. R. Meyer, Die Burg Questenberg und das Questenfest, 1897. F. Günther, Der Harz, 1888, S. 115 bis 118. A. Höhne (Lehrer in Questenberg), Das Questenfest 1896. Mansfelder Blätter 11, S. 104—110. Prof. Dr. Hahne, Die Queste. „Die Scheuer“, Querfurt 1924, Heft 5/6, S. 40—43.

Dem Feste, äußerlich betrachtet, liegt einzig und allein die bekannte liebliche, anheimelnde Sage mit den mittelalterlichen Zügen zu Grunde, die die Herkunft des Ortsnamens, des Festes und der Landsgemeinde in die erklärt. Gleiche Motive haben wir in der Sage von der Entstehung des Siebengemeindewaldes bei Uftrungen. Das Volk suchte nach der Erklärung über den Ursprung dieser Genossenschaftswälder, die ihnen wegen der Nutzung (Waldweide, Nutz- und Brennholz, Raff- und Leseholz, Buchen und Eicheln als Mast, Beeren) so wichtig waren. Ahnliche Sagen sind die über die Entstehung des Windhäuser Gemeinschaftswaldes, der Heringen-Hammaer Mark. Dahin gehören auch die Sagen über das Asseburger Holz nördlich von Emseloh, über das Fuchsland zu Oberröblingen, das Vorwerk Miserlengefeld, über den Wald des Beinschuh bei Sangerhausen, über das Rieh bei Riehnordhausen und Lorenzrieth, über den Pfarrader zu Edersleben. Vergl. über diese Sagen in dem späteren Abschn. Sagen. Es sind dies alles Sagen, in denen das Volk die Entstehung irgend eines ihm interessanten Besitzstückes, besonders Wald, sich zu erklären versucht.

Die Mythologie gibt Sage und Fest einen mythischen Hintergrund, u. z. die älteren Mythologen (Grimm, Simrock und deren Nachfolger) aus der durch osteuropäische Einwanderung in der Bronzezeit entstandenen Mischkultur des polytheistischen Wodanismus heraus, die nachgrimmschen aus der monotheistischen Urreligion des nordischen Urvolkes. Für beide Auffassungen lassen sich nur mythologische Beweise erbringen. Der Geschichtsschreibung liegt die mittelalterliche Sage näher. Prof. Dr. H. Wirth-Marburg hielt am 3. Pfingsttag 1925 vor einem „Laienpublikum“ zu Questenberg einen Vortrag über die „Queste, ihre Vorgeschichte und ihre Bedeutung bis in unsere Tage“. Die dort entwickelten Gedanken wird er auch in seinen angekündigten Schriften „Nordland“, „Werden des nordländischen Mythus“, „Untersuchungen zur Urgeschichte des menschlichen

Glaubens", alle bei Diederichs, Jena 1927, darlegen. Ein Referat über diesen Vortrag „vom Questengeist und vom deutschen Vaterland“ ist veröffentlicht Sangerhäuser Zeitung vom 12. und 15. Juni 1925 und Mitteldeutsche Handels- und Wirtschaftszeitung zu Halle vom 6. September 1925. Nach dem Referat (Preuß. Lehrerzeitung 1927, No. 88) über Prof. Wirth, „Die Urquellen der Religion und des Rechts der nordischen Rasse und ihre Erschließung als Grundlage unserer Selbsterkenntnis und Selbstbestimmung“ soll dieser „über alle literarischen und wissenschaftlichen Ueberlieferung hinweg einen großen, durch und durch geschichtlichen Stoff entdeckt und ihn als Erbe der Urbäder erkannt und gedeutet haben“. Es handle sich um „etwas fundamental Neues, um einen Höhepunkt menschlicher Synthese, wie ihn die Geisteswissenschaft seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt habe“, wodurch „manche Gelehrsamkeit als Schein entlarvt sei“. „Das bisher von der Geschichtswissenschaft abgesteckte Untersuchungsgebiet sei für die Erlangung eines vollständigen Ueberblicks unzureichend; sie arbeite mit Wahrscheinlichkeiten, willkürlichen Kombinationen und sei infolge immer wieder überlieferter dogmatischer Gebundenheit unfrei.“ Der Bilderatlas zu dem Werke enthält rund 5000 zeit- und sinnrichtig gedeutete und eingegliederte Bilder, „die alle Urkundenkraft haben“, aus der er die Religion der nordischen Rasse als ein völlig abgeschlossenes Ganzes herauslesen will. Er habe die ältere Entwicklungsgeschichte der menschlichen Kultur, die gemeinhin als „Vorgeschichte“ abgetan wurde, in ihren Kurven festgelegt und zur Geschichte gemacht. Die nordische Kultur tritt nach seiner Untersuchung zum ersten Mal in der jüngeren Epoche der älteren Steinzeit auf; ihre Rasse ist Trägerin einer rein monotheistischen Religion, die zurückgeht auf den Jahreslauf des „Gottessohnes“, des „Lichtes der Welt“, des „Gottgeborenen“, des „Zwiesachen“ (Lebensbaum, sechsspeichiges Rad, Gott- und Menschrune, die 6 Punkte um einen Mittelpunkt, die Steine der „echten Dingstatt“ als horizontale Steinsetzung des Lebensbaumes, dazu die vertikale, die Queste bei Questenberg.

Wollte man diese hohltönenden Ausführungen wörtlich nehmen, so könnte man auf den Gedanken kommen, die Zeit sei da, von der man sagen könnte: Die Mythologie sitzt in der Schrift, die Geschichtswissenschaft sitzt daneben. Glücklicherweise hat letztere auch das Wort.

D i e S a g e. Sie ist uns zuerst übermittelt von dem im allgemeinen zuverlässigen Chronisten Joh. Konr. Kranoldt (Pastor zu Dietersdorf 1721 bis 1779) in s. „Merkwürdigkeiten d. gold. Aue“ (sicher kurz nach 1737), abgedruckt Dietrich, Merkwürdigkeiten d. g. Aue, 1879, S. 42) und von v. Rohr, Merkwürdigkeiten des Oberharzes, 1739, S. 57, woselbst er sich auf das Manuscript Kranoldts bezieht: „Das einzige Töchterlein des Burgherrn, indem es in der Pfingstzeit durch den Schloßgarten in den Wald hineingeht, Blumen zu pflücken, verirrt sich im Walde. Die besorgten Eltern bieten die Dörfer auf und lassen suchen. Am 3. Pfingsttage endlich finden es die hiesigen (Questenberger) Einwohner, u. z. bei Rotha auf einer Wiese sitzend und mit einem Kranze, der zwei Quasten oder Quästen hat. Der erfreute Burgherr beschenkte die Einwohner mit Holz usw., und heute noch wird das Questenfest jährlich am 3. Pfingstag gefeiert. Ein Eichbaum

wird auf der steilen, dem Schlosse gegenüberliegenden Felsenwand aufgerichtet, mit einem Kranz und zwei Quasten von grünen Maien und Eichenlaub durchflochten. Gleich nach Vollendung des Questenschmuckes wird eingeläutet, und der Gottesdienst wird von vielen Einwohnern und Fremden besucht. Die Gemeinde Rotha, welche die Wiese, darauf das Burgkind gesunden worden, zum Geschenk (offenbar als Lehn, daher die Abgabe als Zins) bekommen, hat sich müssen verbindlich machen, jedes Jahr 1 Brot und 4 Käse vor Sonnenaufgang den 2. Pfingsttag in die Pfarrwohnung nach Questenberg zu bringen. Der jüngste Chemann des Jahres ist anfangs der Bote und Ueberbringer, später ging es unter den Einwohnern der Reihe nach, erhält den Schein wegen richtiger Ueberbringung zur rechten Frühzeit ausgestellt, und eine Gabe von Kuchen gereicht. Sein Sprüchlein lautet: „Ich bin der Mann von Rotha und bringe die Käse zum Brote.“ Im Fall, daß dies unterbleibt, ist die Questenberger Gemeinde berechtigt, das beste Kind aus der Herde von Rotha auf der Landgemeinde hinwegzunehmen.“ In Rotha geht die Besorgung der Ablieferung von 1 Brot und 4 Käsen nach Questenberg unter den Haushaltern der Reihe nach. Als um 1880 der Einwohner Brenner an der Reihe war, begab sich folgende amüsante Geschichte: Spaßvögel hatten ihm weisgemacht, er müsse alles, was ihm der Pastor vorzehe, aufessen und dürfe nichts übrig lassen, sonst koste es ihm die beste Kuh im Stalle. Der Pastor hatte einen ganzen Kuchen und eine Flasche Schnaps aufgetragen. Brenner aß und aß und schwitzte zuletzt; denn er mußte das Aufgetragene verzehren, konnte sich aber dazu auch keine Zeit lassen, weil er vor Sonnenaufgang wieder den Ort verlassen haben mußte. Weinend gestand er schließlich dem Pastor: „Herr Pastor, ich schaffe es nicht!“ „Aber Mann, Sie brauchen ja nicht alles zu essen“, war die für Brenner beruhigende Entgegennahme des Pfarrers. Seitdem soll der Pastor immer nur einen Teller voll Kuchen vorgesetzt haben.

Die ersten Abänderungen in der Erzählung der Sage röhren erst her von einem Dichter vor 1820; kein Wunder, wenn es von nun an der Sage an phantastischen Ausschmückungen nicht mangelt. Nach diesem Gedicht (abgedruckt in Aus d. Heimat, Beilage zum Nordhäuser Courier, 1892, No. 23) tritt folgendes neu auf: Aus dem „Burgherrn“ wird der Ritter Hans Knut (Knauth), der allerdings eine historische Person ist. Er ist wohl deshalb vom Dichter und den späteren Geschichtsschreibern in die Sage aufgenommen worden, weil er unter den vielen Pfandinhabern der Burg (die Burg war nachweisbar von 1349 bis etwa 1575 ununterbrochen in den Händen von Pfandinhabern der Burgbesitzer, seit 1430 (1465) der Grafen zu Stolberg) der am meisten hervorgetretene und daher der bekannteste war, wenigstens für die, die die Geschichte der Burg kennen, und sein Geschlecht der „Knauth aus dem Hause Questenberg“ die Pfandschaft bis etwa 1575 (1600) inne hatte. Eine historische Berechtigung, ihn zum Träger der Sage zu machen, liegt nicht vor; jeder andere Burginhaber hätte dazu gestempelt werden können. Der Name des Ritters Hans Knut ist, wenn auch nicht in der ursprünglichen Sagenform, so doch durch die dichterische Ausschmückung der Sagenerzähler, so innig mit der Questensage

und Burg und Dorf Questenberg verknüpft, daß es unumgänglich ist, diesen erdichteten Helden der Sage etwas näher zu betrachten. Zugleich berühren wir mit ihm und mit seinen Nachkommen, dem Geschlecht der „v. Knauth aus dem Hause Questenberg“, die Geschichte der Questenburg und bringen damit diese bis ins 17. Jahrhundert hinein zum Abschluß. Ausführlicheres über sein Geschlecht ist zu finden in dem späteren Abschnitt Burgen unter Questenberg und Abschnitt Rittergüter unter Agnesdorf. Ein gut Stück Romantik und mittelalterlicher Poesie, von der man so gern träumt, wird freilich zerstört werden. Es ist ein Irrtum von W. Schönichen (Burg Questenburg in Thür. und Harz, Band 6, S. 74), daß die Knut oder Knauth schon im 12. und 13. Jahrhundert auf der Burg Questenburg gesessen haben sollen. Dieses sehr alte, vornehme Adelsgeschlecht war ursprünglich ein mächtiges, reich begütertes Geschlecht im Stift Merseburg und in Meißen: 1286 Thimo Knut. Im Stift Merseburg (Markwerben, Spergau 1663) läßt sich das Geschlecht versetzen an der Hand der Pfortaer Urkunden (vergl. Wolff, Chronik d. Klosters Pforta, 1843, II, 227, 268, 288, 327, 493). 1656 war die Familie nicht mehr in den Aemtern Weissenfels, Freiburg, Eckartsberga angesessen. Ueber die v. Knauth zu Meißen geben die Urkunden in Schöttgen und Kreysig, Diplom. et script. etc., II, 108, 204—449 Auskunft. In der hiesigen Gegend treten die v. K. als Burgmannen der Sachsenburg am Anfang des 14. Jahrh. auf, u. z. als Männer der Fürsten v. Anhalt, die seit 1247—1318 Besitzer der Sachsenburg waren. Doch behielten letztere nach 1318 noch Lehen zu Boryleben und Hackpiffel. 1287 ist Herm. Enuht Burgmann der Grafen v. Anhalt auf der Sachsenburg (Wallenrieder Urk. II, 330). 1311 ist der Ritter Herm. Knuto Zeuge des Rudolf v. Arnzburg (Müldener, Bergschlößer, S. 17). 1311 Albrecht Chnut (Regesta Stolbergica S. 97). 1288 treten als Zeugen des Grafen Johann v. Anhalt u. a. Herm. Knut, Ritter, Heinrich, Pleban zu Oldisleben, Konrad, Pleban der Sachsenburg, auf, als der Graf dem Kloster Oldisleben 1 Huse und 1 Hof zu O. verkaufte (v. Heinemann, Codex Anhalt., II, No. 640). Menden, Scriptor. rer. hist. Germ., I, 627). 1290, 1293, 1303, 1308, 1311, 1312 ist der Ritter Herm. K. Zeuge (das., No. 681, 753, III, 60, 161, 227, 248). Menden I, 627—633. Michelsen, Kloster Seega, S. 25, 28). 1306 sind Konrad und Albert Knut Zeugen des Burggrafen Albert v. Leisnig (das., III, No. 125). 1309 ist Albrecht Knut Mann der Fürsten v. Anhalt (v. Heinemann III, No. 196. Riedel, Cod. dipl. Brandenburg. II, 1, 282). 1310 ist Albrecht Zeuge in dem Sühnebriefe für die Stadt Mühlhausen (Herquet, Urk. d. Stadt Mühlhausen, 1874, S. 278). 1312 verschreibt Heinrich Knut dem Landgrafen Friedrich v. Thüringen die ihm für 3900 Mark eingesezte Stadt und das Haus zu Freiberg (v. Heinemann No. 252). 1326 lieh Fürst Burchard v. Anhalt Karl Knut 7 Mark Silbers; „zu Winkle liegt das Gut“. 1339 belieh dieser Fürst Frixe Knut mit 3 Hufen und 5 Höfen zu Boryleben (das. V, Anh. No. 11, S. 378, 388). 1363 sind Bürigen Hannes Knut von Hordorf (Kreis Oschersleben) und Albrecht Knut, gesessen zu Spergau (südöstlich von Merseburg) (Zeitschr. d. Vereins f. thür. Gesch. zu Jena, 13, 2. Heft, S. 310). 1339 ist Johannes Knut im Gefolge des Grafen Heinrich v. Hohnstein. 1432 ist ein Friedrich Knaut

Dechant im Stift zu Halberstadt (Jovius, Schwarzb. Chron., S. 332, 442, abgedruckt in Schöttigen und Kreysig, Diplom. et script. rer. hist. Germ., I). Das Wappen der Knauth war ein viermal quergestreifter Schild.

In die goldene Aue und in die Grafschaft Stolberg kam das Geschlecht mit dem Ritter Hans Knut, an den die Sage anknüpft. 1453, anscheinend schon 1447, erscheint er als Besitzer eines Ritterstiftes zu Boigtsfeldt, der bis ins 19. Jahrhundert hinein der „Knauthof“ genannt wurde, ein Vorwerk mit dazu gehörigem Besitz zu Aachstedt (Weinberg, 1 Teich usw.) (Mansfelder Blätter zu Eisleben 28, S. 411), welcher Besitz noch 100 Jahre später in den Händen seines Geschlechtes bis 1569 war. 1453 trat Hans Knut in die Dienste des Grafen Botho d. Aelt. zu Stolberg, bis zu dessen Tode 1455, und dann des Grafen Heinrich d. Aelt. Nun sind wir in der Lage, sein Leben lückenlos zu verfolgen an der Hand der Urkunden des Grafenhauses (gedruckt Regesta Stolbergica, 1885, und v. Mülverstedt, Gesch. des Hauses Stolberg, 1883). Am 22. Oktober 1453 bekundet Hans v. Knauth, daß er für ein Dienstgeld von 600 Gulden des Grafen Botho Mann (Lehnsmann, Ritter, Dienstmann, Diener, Rat) geworden sei und darauf 300 fl. bereits erhalten habe. Diese 600 fl. habe er dem Grafen auf den Quenberg (Schloß und Amt) geliehen, den er dafür auf zwölf Jahr inne haben sollte (als Pfand), wie vorher Hans Barth und Fritsche v. Bila. Nach Ablauf der 12 Jahre sollen die 600 fl. beim Rat zu Stolberg hinterlegt und jährlich mit 50 Schöck Groschen verzinst werden. Er soll aber des Grafen „Mann“ (Ritter) bleiben und das Geld nicht aus der Grafschaft ziehen, doch zu einem andern Gute anwenden können. Als Pfandinhaber brauchte er durchaus nicht auf der Burg Qu. zu wohnen; er konnte sich dort einen Vogt für die Einnahmen aus dem Amte halten; die Gerichtsbarkeit über die Dörfer des Amtes Qu. blieb dem Grafen. 1453 wird Hans d. des Grafen „Marschall“ (oberster Hofbeamter zu Stolberg) genannt, nachdem dies bis 1452 Fritsche v. Bila gewesen war. Als 1454 in Stolberg eine Ketzerverfolgung einsetzte, führte der Marschall Hans v. Knauth mit dem Vogt Friedrich v. Raßtenberg zu St. und auf geistlicher Seite die Franziskaner-Mönche die Verhandlungen gegen die Ketzer. Wir finden ihn ferner von 1459—1466 als Ritter oder als „Heimlichen“ (Geh. Rat) bei allen wichtigen Verhandlungen des Grafen Heinrich d. Aelt. (Reg. Stolb. S. 525—561). Als der Graf vor seiner Pilgerfahrt nach dem heil. Lande 1461 sein Testament machte, bestellte er ihn zur evtl. Ausführung desselben. Als nun der Graf Botho vom 21. März bis 10. Oktober 1461 im Gefolge des Herzogs Wilhelm von Sachsen diese Pilgerfahrt nach dem heil. Lande unternahm, wurde er begleitet vom Ritter und Heimlichen Hans Knauth, von den Rittern Kurt v. Germar (aus Berga) und Christoph Röder, Henning v. Birkau (aus Breitungen) als Diener, Heinrich v. Nüxleben und Reinhard v. Ebra (aus Uftrungen). Besserer lehrte an der Küste von Istrien um, weil „ihn die See nicht leiden wollte“ (Reg. Stolb. 479, 533). 1461 kaufte der Geheime Rat und Marschall Hans Knauth Hof und Dorf Ostramondra mit der Taberne (Schenke), das Dorf Roldisleben mit Bachhaus und Taberne, etliche Höfe und die Oelmühle zu Rettgenstedt, 1 Teich zu Bachra, die Wildbahn und Jagd vom

Grafen Heinrich zu Stolberg (das. 529, 542, 644). 1539, 1553 ist Bartholomäus Knaute zu Ostramondra Zeuge für Kurt Barth zu Bemungen (Thür. Vaterlandsl. 1824, S. 135). 1468 endete des Hans Knut Pfandschaft über Questenberg. Am 25. Mai 1468 wurde das Schloß Qu. Henning v. Birkau für eine Schuld des Grafen zu St. von 600 fl. auf 18 Jahr mit allem Hausrat, wie es Hans Knauth inne gehabt hatte, vom Grafen Heinrich verpfändet mit Acker und Wiesen, mit dem Dorfe Schwiederschwende und allen Gütern zu Angsdorf (Agnesdorf), mit Diensten usw. Der Graf sollte die Questenburg nicht weiter verpfänden und nur im Notfall zu einer Fehde benutzen dürfen; jedoch sollte die Burg des Grafen offenes Haus bleiben (im Kriege). Hans Knauth verließ nun die Grafschaft; sein Nachfolger als Rat und Heimlicher wurde der Ritter Dietrich v. Werthern. Den Ritter Hans Knauth treffen wir nun von 1470—1480 als Amtmann des Herzogs Wilhelm von Sachsen zu Sangerhausen. 1471 huldigt kein Knauth mehr in der Grafschaft; erst 1478 kommt Hans wieder als Vasall des Grafen vor: 1478 leih er dem Grafen Heinrich 1000 fl. Dieser verrieb ihm dafür seine Hälfte des Schlosses und Haushaltes zu Kelbra (das. 571, 629). 1486 wurde dieses Pfand vom Grafen mit 3750 fl. wieder eingelöst. Seit 1470 war er Amtmann zu Sangerhausen und hatte als solcher das Amt S. als „ein unberechneter Vogt“ des Herzogs von Sachsen inne. Am 9. September 1480 war Hans Knut noch Amtmann zu Sangerhausen, aber nicht mehr am 29. Dezember, wo es heißt „vormals Amtmann“.

Seinen frommen Sinn zeigt schon seine Teilnahme an der Pilgerfahrt nach Palästina; aber noch mehr seine Zuneigung zu den noch unverdorbenen Augustinermönchen (die dem Studium der heil. Schrift und dem Predigtamt oblagen) in der Grafschaft Stolberg, der er den größten Teil seines Lebens seine Dienste gewidmet hat, und am letzten Ort seiner Wirksamkeit zu Sangerhausen. 1470 schenkte er dem Augustinerkloster Himmelpforte 1 Holz, der Stolberg, bei Benzingerode unweit Wernigerode, damit sie sein Jahresgedächtnis feiern sollten (Gesch. d. Klosters S. 170). Am 28. Oktober 1480 bekennen die Mönche des sich ganz besonders durch Armut auszeichnenden Augustinerklosters zu Sangerhausen, daß der Amtmann Hans Knuth ihnen ein Almosen geschenkt habe, nämlich 8 Schock Groschen zur Erhaltung ihrer Kleidung und zu zwei weißen Lüchern, Geld zu 1 Tonne guter, reiner Butter und noch 160 fl., zu einem Seelgeräte, Testament und ewigem jährlichem Gedächtnis „um seiner, seiner Frau, seiner Eltern, Kinder und seines Geschlechts Seligkeit halber“. Die Augustiner nehmen ihn daher in ihre geistliche Brüderschaft auf und versprechen, ihn und die Seinen Tag und Nacht nicht zu vergessen und verpflichten sich, alle Woche sechs Messen auf dem Altar St. Nikolaus in der Klosterkirche und Sonnabend abend eine Vigilie mit Ephortalien an das Volk zu tun und für die lieben Seelen zu beten. Den Rat zu Sangerhausen hat Hans Knut zum Vormund der Stiftung gesetzt und das Testament beim Rat zu getreuer Hand niedergelegt. Die Hauptbriefe über die gestifteten Gelder von 1472 und 1475 hat der Rat, zu dem der Stifter „sonderliche Zuneigung und Vertrauen gehabt“, 1478 in Empfang genommen. Am

29. Dezember 1480 stellt der Rat für Hans Knuts Erben ein Bekennntnis darüber aus (Sangerh. Urk. III, 167 ff.). Hans K. begab sich zu Ende des Jahres 1480 von Sangerhausen weg und zog zunächst nach K e l b r a bis 1486 als Pfandinhaber von Amt und Schloß daselbst, dann 1486 auf seine Güter zu Ostramondra, wo er als Ritter Hans K. der Aelt. 1501 noch lebte, 1503 diesen Besitz aber seine Söhne Heinrich und Hans inne hatten (Reg. Stolb. 814, 981).

Hans Knut hatte vier Söhne und zwei Töchter: Heinrich, Hans, Anton und Ulrich. Von seinen Töchtern, deren Namen die Urkunden nicht nennen, lebte um 1491 eine als Hofsprungfrau am Hofe zu Stolberg. Seine andere Tochter trat 1499 ins Kloster Drübeck als Klosterjungfrau ein, wo sie bis 1504 war (Jacobs, Urk. d. Klosters Drübeck, S. 136, 274). Wahrscheinlich wählte man dieses entferntere Kloster der Grafschaft Stolberg und nicht ein einheimisches, wie das zu Rohrbach oder Kelbra, wo sonst der Adel der goldenen Aue und der Grafschaft seine unversorgten Töchter unterbrachte, weil zu Drübeck die Gräfin Katharina zu Stolberg seit 1501 Abteißen und Barbara v. Bleicherode, aus der seit cr. 1450 in gräflichen Diensten befindlichen Familie v. Bl., seit 27. September 1499 Klosterjungfrau wurde. 1499 bekunden die Grafen Heinrich und Botho zu Stolberg, daß sie dem Kloster Drübeck die 60 fl., mit welchem Gelde Hans Knauths des Aelt. Tochter in das Kloster begeben worden ist, welche Summe sie dem Hans K. schulden, an das Kloster zahlen wollen, was aber erst 1505 geschah. Sobald die Zahlung geschehen sei, solle das Geld mit Wissen und Willen der Brüder Heinrich und Hans Knut beim Kloster angelegt werden (Reg. Stolb. 795).

Seine beiden ältesten Söhne Heinrich und Hans waren 1479 verhandlungs- und successionsfähig, werden also um 1455 geboren sein. 1480 wurden sie vom Hause Stolberg belehnt mit 1 freien Ritterhöfe, 1 Baumgarten über dem Hofe zu Questenberg, mit 1 wüsten Hofe im Tale daselbst, mit 3 Hufen Land, 1 Wiese zu Schwiederschwerde, mit dem Zins der Taberne (Schenke) im Tale zu Qu., wie alles von ihrem Vater erworben worden ist. Offenbar ist dieser Besitz ein altes Burggut des Schlosses, mit dem Burgmannen belehnt wurden. Es kann jedoch dieses Gut nicht das Burglehn sein, mit dem 1441 und 1454 die Griffogel und Wolf v. Morungen zu Sangerhausen belehnt wurden, da letzteres ein Lehn des Hauses Sachsen war. Am 30. April 1481 wurden Heinrich und Hans mit den Gütern zu Ostramondra, Roldisleben, Rettgenstedt und Bachra belehnt, wie diese Güter ihr Vater 1461 gekauft hat. Alle vier Brüder finden wir in Diensten der Grafen zu Stolberg, wo sie bis auf Hans d. J. und Anton 1536 noch lebten. Heinrich Knauth war seit 1482 Rat des Grafen zu Stolberg. Als 1492 am Hofe zu Stolberg zwei wichtige Amtier geschaffen wurden: Rentmeister und Marschall oder Hauptmann, wurde Heinrich Marschall, als welcher er sich um die Ordnung des Hauss- und Hofhaltes und der Finanzen als oberster Hofbeamter sehr verdient gemacht hat. 1492 finden wir ihn als Marschall mit fünf Pferden im Felde während der Fehde gegen die Stadt Braunschweig, ebenso seinen Bruder Hans d. J. mit drei Pferden. Nur auf ein Jahr verließ er die Grafschaft. 1497 war er auf ein

Jahr in Diensten des Herzogs von Braunschweig. Als ihn die Grafen zurückriefen, verschrieben sie ihm am 10. Januar 1498 um seiner getreuen Dienste willen 100 fl. zu Mannlehen (Gehalt, Rente), desgleichen seiner Frau Hedwig und nach ihrer beider Tode ihren Erben 50 fl., welche Rente 1505 mit 1000 fl. abgelöst wurde (das. S. 641, 776). Er blieb nun Marschall bis 1507, vielleicht bis 1513 oder sogar bis 1516 (Jovius S. 639). Von 1486—1492 war er als Marschall der Grafen Pfandinhaber des Schlosses und Amtes Questenberg; 1496 wird er wegen seines freien Ritterhofes zu Qu. „Marschall Heinrich Knauth auf Questenberg“ genannt. Er und seine Nachkommen haben das Schloß Qu. mit Agnesdorf auch nach 1492 inne, bis es um 1555 an die v. Hacke durch Heirat der Margarete Knauth aus dem Hause Questenberg kam. Sein Bruder Hans d. J. erscheint seit 1502 als Ritter. Vom 19. März bis November 1493 unternahm der Kurfürst Friedrich der Weise eine Pilgerfahrt nach dem heil. Lande. Im Gefolge des auch an dieser Pilgerreise teilnehmenden Grafen Heinrich d. J. zu Stolberg waren Georg Wurm und Hans Knauth d. J. 1497 gehörte er zur Ritterschaft der Grafschaft Stolberg. Eine Zeitlang war er Vogt zu Stolberg. 1533 löste der Graf Günther von Schwarzburg Trebra aus dem Pfandbesitz des Ritters Hans Knauth (Orig. im Fürstl. Archiv zu Stolberg). 1486 verkaufte auf Wiederkauf die Grafen zu Stolberg ihr Schloß Questenberg mit den Dörfern Questenberg, Hainrode, Wickerode, Wenigen-Leinungen (Klein-Leinungen), Trebendorf (Drebsdorf), mit den Wüstungen Swiederschwende, Hattendorf und Agnesdorf mit allem Zubehör an Aedern usw., ausgenommen den Forst und das Weidwerk, an die Gebrüder Heinrich und Hans Knauth. Damit wurde die zurückgezahlte Pfandsumme aus dem Amt und Schloß Kelbra in Höhe von 3750 fl. wieder in der Grafschaft angelegt. Über die Bauten auf dem Schlosse Questenberg sollte eine Kommission entscheiden (Orig. im Fürstl. Arch. zu St. Harzeitschr. 4, S. 258). 1535 war Heinrich noch in gräflichen Diensten; die Kneuthe waren im Gefolge des Grafen Albrecht Georg zu Stolberg, als dieser mit dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg nach Polen reiste, um sein Beilager mit der Tochter des Königs Sigismund von Polen zu halten (Zeitschrift, Stolberger Kirchen- und Stadthist., 1717, S. 80). Ulrich Knauth war 1482 von Kelbra aus, wo sein Vater, der Ritter Hans d. Ael. von 1478—1486 als Pfandinhaber des Schlosses und Amtes Kelbra lebte, als Ulrich Kneuthe de Kelbra auf der Universität Erfurt im Sommersemester 1482 immatrikuliert (Univers.-Matrikel); er war also um 1465 geboren. Um 1500 war er Stolbergischer Hauptmann (Zeitschrift S. 265). Ein Nikolaus Knauth de Questenberg studierte 1500 zu Leipzig (Univers.-Matrikel S. 438). Er war entweder der Sohn des Marschalls Heinrich oder des Ritters Hans d. J. Ein Knauth saß in der Mitte des 16. Jahrh. auch zu Bennungen: 1561—1570 lagte Andreas Knaut zu B. vor dem Oberhofgericht zu Dresden gegen Kurt Barth zu Bennungen, 1573 Andr. Knauts Erben (Alten im Sangerh. Museum). Das letzte männliche Glied der Knauth in hiesiger Gegend war Ulrich, dem 1555 das Schloß Questenberg verpfändet wurde. Das Knauthsche Gut zu Voigtsdorf (1510, 1536) kam 1569 an die Familie Stammer. Über den Knauthhof zu

Voigtsdorf vergl. Abschn. Rittergüter unter Voigtsdorf. Ulrich Knauth hatte nur drei Töchter: Der Knauthsche Besitz zu Agnesdorf und Questenberg kam durch Heirat der Tochter Margarete Knauth aus dem Hause Questenberg mit dem begüterten Christoph Hacke (Sohn des Kurt Hacke zu Brücken; wurde der Stifter der Agnesdorf-Tilleda-Kelbraer Linie, die 1783 zu Kelbra ausstarb; Christoph besaß mehrere Rittergüter zu Wallhausen und Kelbra, starb vor 1609, sein Sohn war Hans Georg) um 1570 an die Hacke, die ihn bis 1704 inne hatten. Das letzte weibliche Glied der Familie Knauth in hiesiger Gegend war Katharina, geb. Knautten, Tochter des Ulrich K. zu Voigtsdorf, und 1599 Frau des Balthasar v. Trebra zu Heldrungen (Konsensbuch des Oberaufseheramts zu Eisleben fol. 124).

Kehren wir zur Sage selbst zurück. An die als älteste, von Kranoldt d. Ael. um 1740 dem Volke abgelauschte Sagenform müssen wir uns halten; alles andere sind Beiwerk und spätere Hinzufügungen, Ausschmückungen und Variationen der eigentlichen alten Volksage durch die Schriftsteller, die mit der Geschichte Questenbergs einigermaßen vertraut sind, nicht durch das Volk, das die Geschichte der Burg so gut wie gar nicht kannte. Für den romantisch angehauchten Kranoldt hätte es nahe gelegen, den Ritter Hans Knut als den Helden der Sage zu nennen, da er über diesen Pfandinhaber der Burg, wie überhaupt über dieses Geschlecht, gut unterrichtet ist. Er redet aber nur von „einem Burgherrn“, erzählt also die Sage so, wie er sie vom Volke, das diesen Ritter gar nicht kannte, gehört hat. Der Prorektor Nachtrigal, der Besucher Questenbergs und Beschreiber der Burg und des Festes von 1794 (Deutsche Monatsschr. 1795, S. 64), gibt ebenfalls den Burgherrn nicht mit Namen an, kennt den Ritter Hans Knut gar nicht, erzählt vielmehr die Sage so, wie sie ihm sein Begleiter, sicher ein Questenberger, bei seinem Besuch der Burg am 30. Juni 1794 mitgeteilt hat.

Das Töchterchen des „Burgherrn“, das Burgfräulein, wird in dem obigen Gedicht zum erstenmal als Futta genannt; die Burgfrau führt nach dem Dichter den Namen Hedwig. Der Dichter hat sicher diese Namen gewählt, weil sie beide im 15. Jahrh. beliebte Frauennamen sind. Die Urkunden nennen beider Namen nicht. Dem Dichter ist solche „dichterische Freiheit“ gestattet, weniger dem Sagenerzähler, wenn die Sage immer noch mit der Geschichte auß innigste verwandt, der Geschichte „liebstes Kind“ sein soll. Gleich dem Dichter ist man gewohnt, sich Hans Knut als einen mächtigen, hochgebietenden Burgherrn vorzustellen, der einen prunkhaften Hof hält und jeder Zeit von einem glänzenden Gefolge von Rittern, Dienstmannen, Knappen und Dienerschaft umgeben ist, die alle seines Winkes harren und laufen und springen nach seinem Willen, dessen Untertanen, die Bauern des Amtes, nur aufgeboten zu werden brauchen, um zu Diensten und Fronen, wie auch „zur Folge“, d. h. Nachfolge bei besonderen Fällen (Überfälle, Raub und Plünderung, Diebstahl), Mann für Mann sofort zu erscheinen. Eine solche Vorstellung würde auf einen Fürsten- und Grafenhof passen, aber nicht auf den Burgsitz eines schlichten, einfachen Ritters, der selbst nur Dienstmann eines Dynastenhauses und ohne jedes Gefolge in einem nur schlichten Haushalt war, dem weder

Ritter und Männer noch Knappen und Bauern zur Verfügung standen, dem die Untertanen des Amtes gar nicht Folge zu leisten brauchten, weil ihm die Gerichtsbarkeit über die Untertanen gar nicht zu stand, und die Gerichtsherrschaft sich einen solchen Eingriff in ihre Rechte nicht gefallen lassen haben würde, zumal damals der Gerichtsherr über seine Befugnisse streng wachte. So wird durch die unerhöhlliche Geschichtsschreibung manches Stück von dem Hauch mittelalterlicher Romantik und deutscher Ritterpoesie und höfischer Epik zerstört. Der Ritter Hans Knut erscheint außer im Mannendienst als Pfandinhaber einer Ritterburg und als Geldmann für die Geldquelle in den finanziellen Nöten eines Burgbesitzers.

Nach der Sage suchen „Knappen und Bauern“ das Kind; ein Röhler findet es am Abend vor seiner Röte mit einem Kranze; in dem obigen Gedicht finden es die aufgebotenen Bauern selbst. Als Knut das Questenfest stiftete, änderte er auch den bisherigen Namen „Finsterberg“ in „Questenberg“ um. Der hier von dem Dichter zum erstenmal gebrauchte Name Finsterberg für Questenberg ist eine Anlehnung an Kranoldt d. Aelt. Dieser hält irrtümlich das in einer Urkunde des Landgrafen Dietrich von Thüringen von 1206 (Chronica Monaster. Thuring. S. 33. Monum. monast. Reinhardtsbrunn. in Otto, Thuringia sacra, 1737, S. 38), in der letzterer einige, dem Kloster Reinhardtsbrunn gehörige Güter in Friedrichrode, Altenberge, Wigbranderode, Lhnungen, Bynsterberg, Bassenrode (alles Orte im Thüringerwalde) bestätigt, genannte Bynsterberga für Questenberg, weil in der Urkunde ein Wigbranderode, das er irrig für Wickerode (das aber urkundlich 1111 Wigladerode genannt wird) hält, und ein Lhnungen vorkommen. Schon die Entlegenheit des Klosters Reinhardtsbrunn hätte Kranoldt eines anderen belehren können. Es steht fest, daß der Name Finsterberg eine unhistorische Benennung Kranoldts für Questenberg ist; schon W. Schönichen, Questenburg, in Thür. und Harz VI, 74, hat 1842 auf diesen Irrtum hingewiesen. Trotzdem haben blindlings alle Schriftsteller, die über Questenberg geschrieben haben, diesen Irrtum aufgenommen. 1570 ist Finsterberg ein Flurort bei Biskaborn.

Abänderungen in der Feier des Festes durch Fr. Hoffmann 1836: Der Baum wird nach ihm erst am heil. Abend vor Pfingsten gefällt; von Rotha kommt nur ein Mann; die Wiese heißt „Fräuleinwiese“. Die Bewohner des Dorfes Finsterberg haben das Kind auf einer Wiese bei Rotha gefunden. Den 3. Pfingstag früh 7 Uhr zieht die junge Mannschaft mit Ober- und Untergewehr in Reih und Glied unter Musik und Trommelschlag auf den Berg. Ein junger Bursche schmückt die Eiche mit dem Kranz, andere hängen die Quästen an, was man „die Quäste schmücken“ nennt. Es wird viel aus Böllern, Büchsen und Flinten geschossen. Dann wird zurück vor die Pfarre gezogen, hier Parade gemacht und dann der Pastor nach der Kirche geführt. „Zeit (1842) findet nun zwar jenes Volksfest auf gleiche Weise noch statt; da aber der Gottesdienst weggefallen ist, so wird die Quäste erst gegen Mittag geschmückt“ und darauf in der angegebenen Weise vor den Wohnungen aller geistlichen und weltlichen Behörden des Dorfes „militärisch“

salutiert". Hierauf beginnt der Tanz vor der Schenke unter der Laube von Maien. Die Fräuleinwiese hat die Gemeinde Rotha zum Geschenk erhalten, muß aber dafür jedes Jahr 1 Brot und 4 Käse in die Pfarre durch einen Mann vor Sonnenaufgang bringen. Die Burschen von Qu. überreichen dem Pfarrer „das Questbier“. O. Richter 1876: Die Rothaer fanden das Kind bei einem Köhler; die Wiese nennt er „Familienwiese“; die andern Gemeinden erhalten die Landgemeinde. Mehr als ein Rothaer bringen die Abgabe, „die Käse mit dem Brote“. Der Questenberg soll ursprünglich „Himmelsberg“ geheißen haben. — Größler 1880 hat zuletzt der bisherigen Sagenform manche Züge hinzugefügt, „die von den bisher bekannten abweichen“ und für ihn von Bedeutung waren. Bei ihm finden wir den Kranoldtschen Irrtum Finsterbergen. Gr. knüpft auch an den Ritter Knaut an, setzt ihn und die Sage aber ins Jahr 1300. Die Bauern der sieben Dörfer Finsterberg, Breitenbach, Dietersdorf, Rotha, Kleinleinungen und Hainrode werden aufgeboten. Das war aber für Knaut unmöglich, da er doch nur Machtbefugnisse über die Dörfer des Amtes Questenberg (Questenberg, Wickerode, Kleinleinungen, Drebsdorf, Hainrode) hatte. Ein Köhler aus Finsterbergen fand das Kind in der Gegend von Rotha auf einer Wiese. Diesen belohnt Knaut damit daß er ihm erlaubt, unentgeltlich das zum Kohlenbrennen erforderliche Holz in seinen Waldungen zu schlagen. Den Bauern der sieben Dörfer schenkte er die Landgemeinde, den Rothaern die „Fräuleinwiese“, auch Jungfernwiege genannt. Im Versäumnissfalle der Abgabe „können die Questenberger das beste Kind aus ihrer Herde nehmen, nur muß dasselbe dann dort auf der Weide geschlachtet und verzehrt werden.“ Den Questenbergern setzte er für ewige Zeiten ein Fest ein. Er erlaubte ihnen, alljährlich die „größte Eiche“ in seinen Waldungen nach eigener Wahl zu fällen und geschnürt, ähnlich wie die Quaste der Jutta, auf dem Himmelsberge zu errichten. Auch das zur Ausrichtung des Festes erforderliche Geld wurde aus dem Erlös der Waldungen genommen. Uebrigens bringen (nach Größler) auch die Questenberger Burschen durch einen aus ihrer Mitte am 3. Pfingsttage dem Pfarrer ein Geschenk von 5—6 Maß Bier „das Questenbier“ genannt, das der Pfarrer in Empfang nehmen muß. Der Baum wird am Himmelfahrtstage oder am Sonntag vor Pfingsten geschlagen und muß von nur 16 Männern und Burschen auf den Schultern auf den Festplatz getragen, nicht gefahren werden; doch darf man Stühlen und Hebebäume benutzen. Am 3. Pfingsttage findet zunächst eine kirchliche Feier statt; der Pfarrer schreitet durch die mit einer helmartigen Kopfbedeckung, sowie mit Ober- und Untergewehr versehenen, paradiemäßig aufgestellten Männer des Ortes zur Kirche und hält einen Gottesdienst. Darnach zieht man mit Musik auf den Questenberg und schmückt den Baum. Zuletzt durchschießen die Burschen dreimal den Kranz und umtanzen ihn. Im wesentlichen stimmt die Größlersche Fassung mit der des Berichts vom Pastor Liebau von 1830 überein. Noch 1830 brachten die Rothaer die Abgabe an den Pfarrer zu Qu.; eine Zeitlang ist die Entrichtung jedoch unterblieben, bis sie seit ca. 1900 wieder gebracht wird. Nach dem Bericht des Pastors Liebau von 1830 hat laut einem alten Pfarrinventarverzeichnis (nach Kranoldt) der

Pfarrer das Recht auf diese Abgabe der Rothaer, und nicht die Gemeinde, die darauf zu Kranolbts Zeit Anspruch erhoben hat. 1794 und die Jahre vorher feierte man das Questenfest „e i n J a h r u m s a n d e r e“ (Bericht vom Prorektor Nachtingal in der „Deutschen Monatsschr.“, 1795, S. 63). Anfänglich wohl alle Jahre, seit dem Vertrage von 1797 zwischen der gräfl. Kammer zu Roßla und der Gemeinde Questenberg (Hausarch. zu Roßla) und noch 1830 wurde nur alle acht Jahre, heute nur, wenn eine neue Eiche nötig ist, vom Grafen von Stolberg-Roßla eine Eiche hergegeben, um den Wald zu schonen; für jedes der sieben dazwischen liegenden Jahre gab er jedes Jahr 8 Taler, seit 1880 40 Mark, wodurch die Unkosten gedeckt werden (Schumann, Staats- und Postlex. f. Sachsen, 18, S. 535, 335. Bericht des Pfarrers Liebau von 1830 in d. Mitt. d. thür.-sächs. Vereins zu Halle).

Alle Schriftsteller des Festes ignorieren in ihren Beschreibungen die mythische Seite desselben und legen immer nur die Sage zu Grunde. Alle Sagen haben bekanntlich gemeinsame Motive. Für die Questensage finden wir dieses in der Sage vom Siebengemeinde-Walde zwischen Uftrungen, Schwenda und der Krummschlacht, an dem sieben Dörfer Anteil haben (vergl. Abschn. Sagen). Einst hatte sich der junge Sohn eines Grafen v. Stolberg im Walde verirrt. Der Vater bot die Einwohner der sieben Dörfer zum Suchen auf. Alle kamen, nur die Rottleberöder nicht, weil sie gerade Kirmes feierten. Man fand den Sohn. Der Vater schenkte aus Dankbarkeit den Gemeinden Görsbach, Berga, Rosperwende, Thüringen, Uftrungen, Bösenrode und Schwenda so viel Wald, als eine Frau in einer bestimmten Zeit umgehen könnte; das ist der Siebengemeindewald, aus dem diese Dörfer jährlich ihren Anteil an Wohlholz erhalten (Größler S. 188). Das Motiv des Richterscheinens lernen wir auch 1650 kennen, als der Graf zu Stolberg seine Untertanen gegen den Pfandinhaber Roßlas aufbot: Die Rosperwender kamen nicht, weil sie gerade Kirmes feierten. Daß solche Schenkungen tatsächlich vorgelommen sein sollen, wird durch die Begabung der Mooskammer bei Morungen durch die Grafen Gebhard V. (oder VI.) v. Mansfeld an Bernd (Bernhard) d. Aelt. von der Asseburg zu Wallhausen-Beyernaumburg bewiesen, die v. Eberstein, hist. Nachrichten der Aemter Leinungen-Morungen, 1889, S. 121, als ein Faktum hinstellt. Hierhin wäre auch die allerdings sagenhafte Schenkung des wüsten Dorfes (jetzt Vorwerk zum Schlosse Wallhausen) Miserlengefeld durch den Landgrafen von Thüringen an denselben Bernd v. d. Asseburg zu rechnen. Gemeint ist jedenfalls die Bernd v. d. Asseburg 1412 erteilte Expektanz (Anwartschaft, ohne Kaufgeld) auf das wüste Dorf Miserlengefeld, woraus das Volk mit einer gewissen Berechtigung eine Schenkung gemacht hat. 1412 wurde nämlich Bernd v. d. Asseburg vom Landgrafen „zu einem rechten Anfall“ mit den Gütern belehnt, die damals Frau Margarete von Sangerhausen, Witwe des 1406 verstorbenen Ludwig v. Sangerhausen, als Leibgedinge zu Lehn trug, nämlich mit dem Dorfe Miserlengefeld usw. (Frd. Schmidt, Gesch. d. Stadt Sangerhausen, I, 875). Die Schenkung der Mooskammer, die 1488 zum Schlosse Wallhausen gehört, ist nicht unwahrscheinlich, da die Grafen v. Mansfeld Lehnsherren für einen Teil des

Schloßgutes zu Wallhausen (24 Markhöfe, 8½ Hufen Land, 2 Mühlen, 12 Acker Weinwachs) waren und der Wald der Moosklammer vor 1412, 1488 zur Mansfelder Herrschaft Morungen gehört haben wird, die die Grafen vor 1408 zum Teil und nach 1408 allein besaßen. Dokumente sind über diese Schenkungen nicht vorhanden. So konnten auch die Waldgenossen des Siebengemeindewaldes bei Ufrungen „die gerühmte Donation nicht vorzeigen“, als der Graf zu Stolberg 1592 Ansprüche auf diesen Wald erhob.

Feier des Questenfestes 1794 und vorher (nach dem von einem Einwohner als Begleiter erhaltenen Bericht des Prorektors Nachtigal in „Deutsche Monatsschr.“, 1795, 1. Band, S. 63—66). „Ein Jahr um das andere ist in Qu. und zugleich für die ganze umliegende Gegend ein Volksfest, das vielleicht einzig in seiner Art ist. Den jungen Burschen des Dorfes ist es erlaubt, sich die größte Eiche auszusuchen, welche sie in dem dortigen ansehnlichen Forste auffinden können. Diese hauen sie ab und bringen sie am 3. Pfingsttage unter einem kaum zu zählenden Haufen jauchzender Zuschauer, von Trompeten und Hörnern ermuntert, den hohen Berg heran. Sie müssen aber dem Herkommen nach den ungeheuren Baum bloß mit den Händen den Berg heranwälzen oder ziehen. Oben auf der Spitze des Berges wird er aufgerichtet und an einem Querholze ein großer Kranz von grünen Zweigen befestigt. Dann wird oben auf dem Berge getanzt, welches die Hauptbelustigung ist. Nach einigen Stunden zieht die ganze versammelte Menge unter weitschallender Musik in Prozession den Berg herab und zu dem Hause des Predigers in Questenberg, den sie zu einem feierlichen Gottesdienst in der Kirche abholen, womit sich das Volksfest beschließt. Die Eiche, welche nach dem Fällen verläuft wird und die Kosten des Festes trägt, bleibt ein Jahr lang auf dem Berge aufgerichtet stehen. Den Kranz von Baumzweigen nennen die Bewohner dieser Gegend „die Quäste“. Daher die Redensart: „Die Quäste hängt.“ Davon leiten sie den Namen Questenburg oder Questenberg ab.“ Die Entstehung dieses Volksfestes und des Namens des Ortes zu erklären, erzählt man folgende Volksage: Einer der uraltsten Burgherren hatte eine einzige Tochter. Als das Kind vier Jahre alt war, verirrte es sich im Walde. Am Abend des Tages fand es ein entfernter Köhler beschäftigt, sich einen Blumenkranz zu flechten. Das Kind kannte nur den Vornamen seines Vaters. Er nahm es mit in seine Hütte. Der Vater bot seine Knappen und Dienstleute auf. Nach mehreren Tagen fanden sie es bei der Hütte des Köhlers. Mit dem Kranz brachte man es zurück. Der Burgherr nannte sein Schloß Quästenburg und ordnete die Feier des Festes an. Dieser Berichterstatter meint zum Schluss ganz richtig, die Forschung nach der Erklärung des Namens habe die Volksage hervorgebracht. Schließlich wünscht der Verfasser des Berichts, daß diese Volksage am Harz von dem damals auf dem Gebiete der Volksage sich betätigenden, bekannten Veit Weber (Leondh. Wächter 1762 bis 1837), Verfasser der „Sagen der Vorzeit“, bearbeitet werden möchte.

Feier des Questenfestes 1896 und 1924. Am Himmelfahrtstage oder am Sonntage vor Pfingsten werden von der Questen-Jungmannschaft die buchenen Stebbeln im Walde geholt. Etwa alle acht Jahre oder eher, wenn

eine solche nötig ist (wie 1838, 1845, 1851, 1877, 1896) wird ein neuer Eichenstamm aus dem Stolberg-Roßlaischen Forst „Rüsfeld“ am Sonntage vor Pfingsten die schon im Februar von der Forstverwaltung angewiesene Eiche geholt. Ohne jedes Beförderungsmittel (kein Metall), nur allein auf Männerschultern der Mannschaft Questenberg (aus jedem Hause einer) von nur 16 Mann, wohl die ursprüngliche Häuserzahl von Questenberg (alles ähnliche Bedingungen, wie sie dem Zins des Ritschart eigen sind), wird sie nach dem Questenberg gebracht, wo der Stamm dann geschält wird, die Stebbeln an dem Stamm aufgestellt werden. Am 1. Pfingsttage nachmittags wird von den Burschen eine Sezmaie zum Dorfplatz geholt, das Zelt vor dem Gasthof „Zur Thüringer Schweiz“ (früher die Gemeindeschänke) errichtet. Nach Sonnenuntergang wird der „Pfingstbaum“, d. i. eine hohe Stange mit Maienbusch, aufgerichtet, nachts im Kreise herum kleine Maien aufgestellt als „Pfingstlaube, „Tanzlaube“, die zugleich als „Lauerhütte“ dient, wo die jungen Burschen warten, bis um Mitternacht vom 2. zum 3. Pfingsttage der Bote von Rotha mit 1 Brot, 4 Käsen in die Pfarre kommt, wo er bewirtet wird und vor Sonnenaufgang wieder aus dem Dorfe sein muß, wenn es nicht Brügel oder mindestens Foppereien seitens der Lauerer in der Laube geben soll. In der Nacht, etwa 2 Uhr, des 3. Pfingsttages geht man zur Queste und nimmt vor Sonnenaufgang mittels der Stebbeln den alten Kranz ab, den man verbrennt, wobei man einen Imbiss einnimmt; ist es nötig, so wird der alte Stamm mittels Stangen und Winden herausgeholt. Nach dieser Arbeit ist man das Morgenbrot. Indes geht die Sonne auf, und man singt das Morgenlied: „Dich seh ich wieder, Morgenlicht“ (Dresdener Gesangbuch No. 809) nach der Melodie „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ oder letzteren Choral selbst. Die inzwischen erwachten Einwohner stehen unten im Dorf und singen mit. Darnach geht man ins Dorf hinab, schläft noch ein wenig, und um 10 Uhr ist Gottesdienst, bei dem der Pfarrer auf die Bedeutung des Festes hinweist. Mit Musik und Fahne zieht man nach der Kirche. Zu Kranoldts Zeit (um 1740) trugen die Männer und Burschen eine helmartige Kopfbedeckung, die sog. „Questenberger Mützen“, und Ober- und Untergewehr. Nach der Kirche nimmt der Pfarrer die Parade ab. Bald nach dem Gottesdienst zieht man auf den Questenberg, richtet ev. den neuen Baum unter Leitung des Ortsvorstehers, bzw. man schmückt den alten Baum mit neuem Questenkranz, Quasten und Besen. Nun singt man: „Heil dir, im Siegerkranz“. Zuletzt werden drei Schüsse durch den Kranz abgegeben. Nun zieht man nach der Schenke, wo der Tanz stattfindet, an dem in alter Zeit (nach 1720), wie man sagt, auch die Grafen von Stolberg-Roßla sich beteiligt haben sollen. Das Fest zieht viel Fremde an. Am Sonntag nach Pfingsten feiert Questenberg dann sein eigenes Questenfest ohne Fremde (Mansf. Bl. 11 (1896), S. 104—110. „Die Scheuer“ 1924, Heft 5/6, S. 40—43). Die Inschrift am Pfarrhause weist auf die Queste hin; das Gemeindesiegel, das Siegel der Leinweber-Innung 1725 zeigen den Questenbaum mit Besen und Quasten; die Stickerei der Altardecke der Kirche zeigt die Queste.

Der *Mythus des Festes*. Die älteren Mythologen führen die Gebräuche des Festes auf den heidnischen *Mythus* zurück, u. z. Jak. Grimm

auf W o d a n. R. Meyer und F. Günther, Der Harz, u. a. halten das Fest für ein germanisches Sommersonnenwende-Fest, worauf auch die Abgabe der Rothaer vor Sonnenaufgang hindeuten soll, was es aber wohl schon aus dem Grunde nicht gewesen sein kann, weil dann in Questenberg zwei Feste nahe zusammengefallen sein würden, nämlich das Sonnenwende- und das Johannissfest. Eher könnte man es für ein von der ganzen Mark (sieben Dörfer, Markgenossenschaft, Landgemeinde) gefeiertes Frühlingsfest halten, das mit den Festen des „Maikönigs“ (Wodan) auf einer Stufe steht. Spuren des uralten O d i n s t e s d e r n o r d g e r m a n i s c h e n Völker finden sich in Thüringen, wo gerade diese Feste gefeiert wurden, nicht. Denn als in der Zeit der Völkerwanderung eine Trennung der nordgermanischen Völker erfolgte in solche, die nach der uralten Weise noch mancherlei kriegerische und Natur-Gottheiten in Wäldern und Flüssen verehrten, und in solche, die der neuverbreiteten Lehre Odins zugetan waren, finden wir bei Friesen, Franken, Schwaben, Alemannen und Thüringern keine Spur des Odindienstes: wohl aber gehören die erst später eingewanderten Sachsen am entschiedensten dem odinischen Dienst an (Leo, Gesch. von Italien, I, 55). Vergl. Bech, Wodan und Frigga. Auf den Spuren des germanischen Götterpaars. „Die Sonne“, I, 837—847.

Die einzelnen Züge des F e s t e s sind: Das Suchen und Heimholen des Kindes aus dem Walde — das ist das Frühlingsfest des Maikönigs, des bekannten, ganz besonders in der goldenen Aue und in den Walddörfern des Vorharzes, in der Grafschaft Mansfeld und auf dem Eichsfelde üblichen Volksfestes im Frühling, wie es noch in der Mitte des 19. Jahrh., ja in einigen Orten noch am Ende desselben üblich war (vergl. Abschn. Volksfeste). Der Maikönig ist Wodan, der als Frühlingsgott den Winter besiegt, seine im Winter als verloren geltende Gemahlin Freia wieder holt und sich mit ihr in der Zeit vom 1.—12. Mai wieder vermählt. Das Suchen des Kindes bedeutet die Brautwerbung Wodans. Hier haben wir die wichtigsten Züge der Sage und der Entstehung des Festes und des Ortsnamens. F e s t : Aufzug der Questenberger jungen Männer mit Gewehr und das Schießen — Kampf mit dem Winter. S a g e : Brot und Käse — heidnisches Opfer, ebenso das Kind der Rothaer; der Pfarrer — der heidnische Priester (der bei den Germanen zugleich Richter und Kläger beim Gericht, Aufführer, Häuptling im Kriege war; die Germanen hatten keinen besonderen Priesterstand). F e s t : Schmücken des Baumes mit Kranz und Quasten — der heilige Baum. Der radsförmige Kranz mit den herabhängenden Büscheln (Quasten) und dem sog. Besen auf dem Stämme sind das Symbol der Sonne mit ihren Strahlen; der Tanz um den Baum ist das Bild ihres scheinbaren Rundganges um die Erde. Der Questenberg soll früher „Himmelsberg“ geheißen haben, aber wohl nicht wegen des Festes, sondern wegen seiner Höhe. Sonst kommen als Flur-, Berg- und Waldnamen „Himmel“ und „Hölle“ meist zusammen vor; wo ein Himmel, Himmelsberg ist, da fehlt in der Regel auch eine Hölle nicht. Doch bei Questenberg kennt man keinen Berg- und Waldnamen Hölle. Zu Gunsten des Wodansmythus leitet v. Beicus, Bedeutung der Ortsnamen, 1919, S. 63, 64 den Namen Queste her von Gudan, fränkische Form von Wodan, eine Herleitung, ver

man sich nicht anschließen kann. Die einfachste und daher die natürlichste Deutung ist doch die von Quäste, ahd. quēsta, mhd. quast, queste Laubbüschel, Badebüschel, Besenreis (Birke).

Größler (Mansf. Bl. 13, S. 104) führt die Eiche, der Rinde beraubt, mit verstückten Nesten auf die Verehrung des Himmelsgottes als Donnerbzw. Gewittergott zurück. Der entrindete und verstückmelierte Baum soll die furchtbaren Wirkungen des Blitzes, die Macht dessen, der ihn schleudert (Donar), darstellen. In dem Riesenkränze (3 Meter Durchmesser), den die Eiche trägt, wird man die Sonne dargestellt finden, die der Himmelsgott segnend über die Erde führt. Die Zweigbüschel an der Spitze des Baumes und zu beiden Seiten des Kränzes (die Quasten, Questen) sollen die Sinnbilder des befruchtenden Regens bedeuten. Auf dem Questenberge wurde der mächtige und doch gütige Gott des Himmels verehrt, u. z. im Frühling, wenn er nach seiner scheinbaren Abwesenheit sich wieder der Erde zuwendet, um die Opfergaben, Acker und Herden zu segnen. Brot und Käse, Erzeugnisse des Feldbaues und der Viehzucht, die einst der Priester des Himmelsgottes empfing, werden jetzt noch dem Pfarrer zu Qu. von der Gemeinde Rotha gegeben, u. z. vor Sonnenaufgang. Gr. hält die Sage und die Stiftung des Festes für eine Umdeutung des alten Göttermythus. Das verlorene Fräulein ist die Mutter Erde, die im Winter vom Himmelsgott getrennt ist. Der Köhler bedeutet den Vertreter der Unterwelt, der den grünen Schmuck der Erde im Winter verborgen hält, bis der Gott des Donners, der Sonne und des Regens ihn wieder zutage führt. Das Schießen durch den Krantz, das Auflingen der aufgehenden Sonne deuten auf Reste einer uralten Frühlingsfeier. Prof. Hahne deutet das Questenfest ebenfalls als ein altes Frühlingsfest. Die Sage vom wiedergefundenen Burgtöchterchen, die in der aus Räuber-, Riesen- und Drachengewalt der allbekannten Märchen- und Sagengestalt erlösten Jungfrau wiederlebt, versinnbildlicht die Befreiung der Erde aus Wintergewalt, ihre Erlösung durch den jungen Frühlingssonnenprinzen, den Maigrafen, den Ritter Georg, den warmen Maien-Sonnenschein. SonnenSymbol ist seit vorgeschichtlicher Urzeit das rollende Rad als Sonnenscheibe, Kreis, Kreuz, Hakenkreuz u. a. m., übernommen in die christliche Symbolik als radförmiger Heiligschein und gleichschenkliges Rad-Kreuz. Die Quasten rechts und links am Kreuzkrantz sind unerklärte Eigenheit; der „Besen“ aus Birkenreisig oben auf dem etwa 10 Meter hohen Eichenstamm ist als „Donnerbesen“ bekannt. Die Birke ist die nordische Frühlingsmaie; die Eiche der alte Donnerbaum. Die Queste blickt gen Osten in die Lande.

Die Bielgestaltigkeit und daher die Unsicherheit in der Mythologie zeigt sich so recht darin, daß die Mythologen sich durchaus nicht einig sind, welche Gottheit in Questenberg verehrt worden ist. R. Meyer deutet an die Herka, Hreka (Beiname der Frau Holle) und gründet sich dabei auf den Mythus und den Namen „Reckefeld“, d. i. der nach Süden und Südwesten an den Questenberg sich anschließende Berggrücken mit Wald, im Volke Reckefeld genannt, das nach Meyer der Kultplatz der Herka oder Hreka gewesen sein soll. 1341 Reckeveld, Reckinfeld, 1349 Regkensfehlt. Die Göttin Herka, Hreka ist in hiesiger Gegend nicht belegt und völlig unbekannt;

Meyer stützt sich auf Grimm, Deutsche Mythologie. Eine Göttin Herla kommt überhaupt im alten Schrifttum nicht vor. „Frau Freke“ und „Frau Harke“ kommt in Niedersachsen vor und soll mit der angelsächsischen Erce (Grimm, Deutsche Mythol., 154) zusammenfallen. In der Mittelmark, besonders im Havellande, in der Uckermark, Barnim und auch in der Altmark heißt es, daß in den heil. 12 Nächten Frau Harke durch das Land ziehe, wie die Göttin Nerthus an den Gestaden der Ostsee, und daß deshalb die Mägde bis zum Tage der heil. Dreikönige (6. Januar) ihren Spinnrocken abgesponnen haben müssen, sonst zerkratzt Frau Harke entweder die Mägde oder beschmutzt den Rocken, wie man letzteres in Thüringen von der Frau Holle erzählt. In der Briegnitz hat man diese Meinung von der Frau Gode. Bergl. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, 1843, S. 372. Absurd ist es doch wohl, aus dem „Heckerloch“, der bekannten Questenberger Höhle, „Herkenloch“ zu machen (Dr. Radwitz, Nordh. Familienblatt). So arbeiten die Namenforscher, wenn sie für die Mythologie schwärmen und auf Grimm schwören, da doch heute jedermann weiß, daß Grimms Deutungen einer Nachprüfung bedürfen. Der Name Reckefeld bedeutet aber ohne Zweifel Rücken von ahd. hrucci, rucki, rücke Rücken, ein Flur- und Waldname des gräfsl. Roßlaischen Waldes, der nicht gerade selten ist und anderwärts auch vorkommt: Der Rucker bei Großleinungen 1534, auf dem Rück vor der Moosalammer bei Lengfeld 1588, Rückstieg an der Selle 1586, Reckelsberg bei Wippa, Reckental bei Tanne i. H., Rückenberg bei Unterfarnstedt; Ziegenrücken bei Lengfeld, Ziegenrück, Forstort bei Grillenberg, bei Großörner, bei Ascherode, bei Bleicherode, Schweinsrücken bei Sachsa, Hengstrücken bei Stolberg 1357, 1487. Harzzeitschr. 30, S. 54 wird Reckefeld abgeleitet von ahd. recko, mhd. recke Krieger, Held, weil nur ganz vereinzelt bei uns Orts-, Flur- und Waldnamen von Göttern hergeleitet werden. Aus Freke Herle zu machen, läßt sich sprachlich wohl schwer rechtfertigen. Die Frau Holle ist die Beschützerin der Spinnerinnen und des häuslichen Herdes. An sie soll der jetzt vor dem Roland liegende Kunkelstein (Spinnstein) zu Questenberg erinnern. Mit ihr bringt man auch den Namen der Kirche, die der Maria (Mariä Geburt) geweiht ist, in Beziehung; Maria war in christlicher Zeit die Nachfolgerin der Freia, Frau Holle, Herla. — Andere denken beim Questenmythus an den Sonnengott Phol.

Paul Platen (Zur Frage nach dem Ursprung der Rolandssäulen, Jahresber. des Bischümischen Gymnas. zu Dresden, 1899) weist nach, daß das Questenfest auf Donar, den stärksten und tapfersten der Götter, wie W. Golther ihn nennt (auch E. H. Meyer), zurückweisen soll. Die Rolandssäulen sollen nach Pl. aus der Irmensäule in Eresburg, die Karl d. Gr. auf seinem Zuge gegen die Sachsen 772 als das Nationalheiligtum der Sachsen zerstörte, zurückgehen, nach andern jedoch auf Tiw. Selbst Jak. Grimm, der sich ursprünglich für Merkur = Botan aussprach (Mythol. S. 98), modifiziert später seine Ansicht dahin, daß der Herkules—Donar des Tacitus geprägtere Ansprüche habe. Golther sagt: „Donar ist gleich Tiw unter anderm Namen, und die Irmensul muß also auf den Himmelsgott bezogen werden.“ Derselben Ansicht sind E. H. Meyer, L. Göze in s. Gesch. der Stadt Stendal, 1873, beide nach Müllenhoff. Platen hält aber die

Irmensul für ein Bild des Donar, dem sich die Züge des Plumpen, Un-
geschlachten, Ungefügigen, Riesenmähigen angeheftet hatten in heidnischer
Zeit. Das tiefe Eingehen des Donar in das Gesamtleben des Volkes er-
klärt es nach ihm, daß auch in Deutschland die Spuren seines Kultus
häufig sind. Daher sind nach ihm die Rolandsorte altheilige Stätten des
Donardienstes. Dem Donar schufen unsere Vorfahren die Stätten seiner
Berehrung auf Bergen, den Wollen nahe, dem Reiche seines segnenden
Waltens als Schützer des Ackerbaues, des Lebens und Eigentums, über-
haupt des germanischen Gesamtlebens, der germanischen Kultur, des Rechts
und Friedens, der, als Belämpfer der Riesen selbst von riesiger Statur, der
stärkste der Götter ist. An diesen Bergen haftete der Name Donner-
berg. In christlicher Zeit trat an seine Stelle der Apostel Petrus; die
Donar-(Donner-)Berge wurden zu Petersbergen. Pl. weist überall, wo
Rolandssäulen sind, auf Donar zurückgehende Dertlichkeiten und Namen
(Petrilichen) nach (Donareiche bei Geismar). Wie in Niedersachsen, so
weist er auch für Thüringen in den drei Rolandsorten Nordhausen, Neu-
stadt unterm Hohnstein und zu Questenberg den Donarkult nach (den
Roland zu Bennungen und den vermutlichen zu Tilleda kennt er nicht).
Bei den Versuchen, die Irmens- und Rolandssäulen auf Tiw zurückzu-
führen, ist zum Beweise auch auf den Questenbaum mit seinem Kranze,
der als Symbol der Sonnenscheibe aufgesetzt wurde, hingewiesen worden
(E. H. Meyer, Programm über die Roland, 1868, S. 16 ff., Göthe, Gesch.
von St., S. 314). Platen dagegen gibt eine andere Erklärung für den
Questenbaum, u. z. auf Donar, nämlich, weil der Baum ein Eichbaum
ist und wegen des Querbalkens, der das Bild von Donars Hammerzeichen
vollendet. Das Kreuz (auch Hakenkreuz) als Donars Hammerzeichen ist
bekannt. Nun hat zwar Questenberg keine Petrikirche, vielmehr ist sie der
Maria geweiht. Aber bei der Wüstung des nahen Schwiederschweide
(1½ Std. von Qu. nach Norden) liegt unfern der „heiligen Wiese“ ein
Donnerberg. Im Questenberger Forst gibt es 1480 auch ein „Thorsloch“,
„Torloch“, ein Wiesenfled. Daß das Questenfest am 3. Pfingsttage, also
an einem Dienstage, dem Tag des Tiw, gefeiert wird, spricht allerdings
für Tiw. Doch wurden aber die Frühlingsfeste, wie Vogelschießen,
Schützenfeste, meist am 3. Pfingsttage abgehalten. Die Maria ist die Nach-
folgerin der Holda des Heidentums, und letztere kommt oft in Verbindung
mit Donar vor. Der Kunzelsstein neben dem Roland weist auf die
spinnende Göttin Holda hin; die Sage von der weißen Jungfrau spielt in
Qu. eine Rolle, in der die Maria verkörpert ist. Auch Dr. Ferd. Hoffmann
(Nachläge altgerm. Götterglaubens, 1888, S. 75) spricht die Vermutung
aus, daß der Questenbaum, das Questenfest und der Roland in Qu. auf
einstige Verehrung des Donar zurückweisen. In Nordhausen steht der
Roland auf dem Markte; unfern davon ist der Petersberg mit der Petrikirche,
1220 genannt. Unmittelbar über dem Standort des Rolandsbildes in
Neustadt u. h. erhebt sich der bewaldete Petersberg. Platen selbst er-
innert daran, daß eine Anzahl von Rolandsbildern in den heutigen
Rolandsorten Nachahmungen und keine ursprünglichen Gestalten gewesen
seien; so der zu Brandenburg eine solche des Magdeburger, der Zerbster

eine des Halberstädter oder Bremer. Auch Rietshel (Stadt und Markt, 1897) hält viele Rolandssfiguren für Nachahmungen nicht allein in der äußerlichen Gestalt, sondern sogar für solche, die in Anlehnung an die anderwärts übliche Sitte ohne jede Berechtigung und ohne Verständnis für die ursprüngliche Bedeutung errichtet worden seien. Auch für Questenberg könnte dieses zutreffen. Denn er wird urkundlich nie genannt; erst v. Rohr, Oberharz, 1739, S. 57, und Kranoldt d. Aelt. um 1740 erwähnen ihn. Eine Berechtigung, in Qu. einen Roland zu errichten, lag nicht vor; Qu. hatte keine Marktgerichtskeit, obgleich es 1525 einmal „Flecken“ genannt wird. Aber auch die Orte Voigtsdorf, Riestedt, Tilleda, Bennungen, Roßla werden im 15. und 16. Jahrh. bisweilen „Flecken“ genannt; Roßla wird im 17. Jahrh. in Lehnsbriefen sogar „Stadt Roßla“ oder Roßlau geschrieben, obgleich es nie eine solche gewesen ist; ohne je einen Markt gehabt zu haben. Von Berga sagt man, daß es früher eine Stadt oder ein Flecken gewesen; am Räfestiege soll der Markt abgehalten sein. Wollte man an die Gerichtsbarkeit als einen Grund für die Errichtung eines Rolandsbildes denken, so käme nur die Gerichtsbarkeit des Schlosses (Amtes) Questenberg in Betracht; denn das Dorf hatte keine eigne Gerichtsbarkeit; das Halseisen gehörte auch zur gräflichen Gerichtsbarkeit. Die Gerichtsbarkeit des Schlosses, die stets von den Grafen zu Stolberg ausgeübt und den Pfandinhabern der Burg nie mit ver schrieben wurde, war schon vor 1583 nach Wickerode verlegt worden. Vielleicht hat Questenberg eine Rolandssigur durch folgenden Vorfall erhalten: Am 20. November 1437 schlugen die Grafen v. Stolberg, v. Hohnstein und v. Schwarzburg den Bischof von Halberstadt, der räubend und plündernd in deren Lande eingefallen war, in der Schlacht bei Uftrungen. 500 gesattelte Pferde wurden erbeutet und 700 Gefangene (die ganze Mannschaft des Bischofs) gemacht. Die Sieger zeigten sich dankbar gegen ihre tapferen Untertanen. Der Graf Botho zu Stolberg sprach den mutigen Bauern von Schwenda, Dietersdorf, Breitungen u. a. Orten seinen besonderen Dank aus. Den Städten, Flecken und Dörfern erteilte er Privilegien und Gerechtsame; so erhielt die Stadt Heringen (und wohl auch Kelbra) 1439 eine ihr viele Gerechtsame und Vergünstigungen einräumende Stadtsteinung. 1438 bekannte der Graf Heinrich v. Schwarzburg, daß er seinem Vasallen Fritz v. Werthern 200 fl. schuldig sei „von solcher Borthel wegen, als er an der Panier getan und erworben hat“, als des Grafen Sohn mit dem Bischof im Dale bei Uftrungen stritt (Jovius 487). Wie Clemens Menzel-Sangerhausen, Die Schlacht bei Uftrungen (Aus der Heimat 1885, No. 6—8) vermutet, hat in dieser Zeit Bennungen, das seit 1341 Besitz der Grafen von Stolberg war, das Rügegericht und den Roland, Questenberg, das der Graf zu Stolberg seit 1430 wiederläufig besaß, seit 1465 erblich, das Halseisen und den Roland erhalten. Dieser Annahme, die durchaus nicht unwahrscheinlich ist, schließen sich F. Günther, Der Harz, S. 892, und v. Arnswald, Gesch. derer v. Honstein, v. Arnswald usw., 1914, an. Questenberg wird seit dieser Zeit „Flecken“ genannt worden sein; Bennungen heißt jedoch schon 1432 Flecken.

Gegenüber dieser auf den Donar- oder Wandstuhl zurück-

gehenden Deutung des Questenfestes (Frühlingsfestes) durch Grimm und seine Nachfolger glauben die neueren Mythologen, u. a. Prof. Dr. H. Wirth-Marburg, den „ursprünglichen und tiefsten Sinn“ des Questenfestes er- schlossen und gefunden zu haben, der bisher durch die „mehr oder weniger schöne Ortsjage“ verwischt war, so daß er nur noch wenigen bekannt sei (Referat in der Sangerh. Zeitung vom 12. und 15. Juni 1925). Das Questenfest führt man zurück zur Urreligion der Germanen in ihrer nordischen Heimat, die durch den polytheistischen Wodanismus der Südgermanen in der Zeit der Besetzung durch die hellenistische, romanische und orientalische Kultur verdrängt worden sei. Die Quäste soll das Sinnbild des Lebensjahrbäumes im Natur- und Menschenjahr sein. Der Kranz soll das göttliche Licht als das „Auge Gottes“ und des „Gottesohnes“ bedeuten. Der Glaube an einen Gott wird im Jahreslauf „des göttlichen Lichtes“ sinnbildlich zum Ausdruck gebracht in der Figur des sechsspeichigen Rades, des Baumes mit den drei Ästen ins Licht und den drei Wurzeln in die ewige Nacht. Das Oberste des Quästenbaumes, das Rad, die Äste, das Licht, die Gestalt „des Menschen“ mit segnend erhobenen Händen (Christus am Kreuz) sollen die Sommersonnenwende darstellen. Die drei Wurzeln sind das Zeichen der Wintersonnenwende. Vor dem frühesten Sonnenaufgang und dem spätesten Sonnenuntergang des längsten Tages liegt, von Questenberg aus gesehen, der Ort Rotha im toten Sonnenwinkel, genau nördlich. Die Aufstellung des Baumes, der Mensch mit erhobenen Armen, ist das Bild des neu erwachenden Lebens im Frühling, die wagerechte Steinlage das der Tag- und Nachgleiche, die Dreizahl der Wurzeln, der späteste Sonnenaufgang und früheste Sonnenuntergang, die Wintersonnenwende, das Jul (Weihnachtsfest). Die Versinnbildlichkeit des Jahres- und Lebenslaufes stellen der oben am Stämme hängende grüne Kranz und die drei grünen Quästen als Zeichen des Menschen dar. Im Zeichen des alten Kranzes am Quästenbaum wird daher auch das Abendmahl gehalten, wie in Questenberg seit vielen Jahrtausenden geschehen und erst viel später von der christlichen Kirche aufgenommen ist im Sakrament des Altars. Norden ist die heilige Richtung der Himmelsachse, auf der Rotha liegt. Auf die Dingstätte der Germanen, auf der man mit dem Gesicht nach Norden die drei Finger zum Schwur erhob, die Linke mit drei Fingern nach unten gerichtet, weist der Roland hin. Mit gleicher Phantasie bringt man sogar die Figuren im Burgfried der Questenburg, „die ihn heiligen und zu etwas einzigen machen“, „in ursächlichen Zusammenhang mit der Quäste.“ Sie sollen nicht durch Gefangene, sondern durch die Mitglieder einer einst hier tagenden Steinmeßloge herühren.

Questenberg, Questenfest und Questenburg in geschichtlicher Beleuchtung. Die Beurteilung der oben erwähnten Deutung des Questenmythus, bei der die Sage bis auf den Zug Rotha ganz ignoriert ist, überlassen wir der Mythographie. Es ist dabei namentlich zu erwägen, ob es überhaupt als wahrscheinlich zu bezeichnen ist, daß der Questenmythus mit der Urreligion der nordischen Rasse in Verbindung gebracht werden kann. Denn die in der älteren Steinzeit (also viele Jahr-

tausende vor der jüngeren Steinzeit, die man in ihrem Beginn mit 10 000 v. Chr. ansetzt) wurzelnden religiösen Ideen werden doch wohl längst verblaßt sein, als um 500 v. Chr. die Germanen in Deutschland einwander-ten. Dazu kommt, daß infolge anderer Lebens- und Klimaverhältnisse sich bei ihnen auch andere religiöse und kultische Anschauungen herausgebildet haben werden, wie sie tatsächlich in dem Wodanismus zum Ausdruck gekommen sind, dem auch die Gebräuche des Questenfestes angehören. Bei der Beurteilung dieser Frage wird auch die Geschichtswissenschaft ein Wort mitzureden haben.

Die Geschichtsforschung kann naturgemäß nur auf die Sage ihr Hauptgewicht legen. Analog dem vor der Erbauung der Burg bestehenden Dorf Grillenberg nahm man bisher an, das Dorf Questenberg habe auch schon vor der gleichnamigen Burg bestanden; die Burg Questenberg habe von dem Dorfe den Namen entlehnt. Gerade umgekehrt liegt es bei Questenberg; das Dörfchen ist erst unter dem Schutze der Burg entstanden und seine Gründung erst durch diese, wenigstens in den ersten Anfängen, veranlaßt. Mitgesprochen haben wird in der weiteren Entwicklung jedoch der dort betriebene Bergbau auf Silber (und Kupfer). Seit 1392 betrieben die Grafen v. Stolberg gemeinsam mit dem Landgrafen Balthasar von Thüringen Bergbau im Stolberger Lande, wie vor 1392 erstere allein. In Questenberg soll sogar eine Münzstätte gewesen sein. Beim Neubau der Pfarre zu Qu. 1736 fand man beim Aufräumen des Schuttess viele alte Backsteine und Ziegel, auch ein kleines Gewölbe, das oben mit der Figur eines Buchstabens bezeichnet war, in dem „Urnens“ (Gefäße) standen. Kranoldt d. Aelt. (Dietrich, Merkwürdigkeiten usw., S. 41) schließt daraus, daß hier ein ansehnliches Gebäude vorher gestanden habe. Vielleicht ist dieses die Münze gewesen. Zu Anfang des 15. Jahrh. scheint der Bergbau bei Questenberg ergiebig gewesen zu sein. 1430 schlägt der Graf zu Stolberg 1000 fl. auf das Schloß Questenberg wegen des Bergbaues. 1461 wird das Bergwerk bei Hainrode erwähnt; 1465 werden dem Grafen Heinrich d. Aelt. auch die Bergwerke bei Questenberg mit Schloß und Amt Questenberg vom Herzog zu Sachsen erblich verkauft. Questenberg soll zwei Silberhütten gehabt haben, eine über und eine unter dem Dorfe. 1480 war zu Qu. eine Hüttenstätte „neben dem hangenden Stein“, die schon längere Zeit vor 1480 bestanden hatte. Sicher ist dies die Hütte über dem Dorfe. Es ist nicht ausgeschlossen, daß mit dem „hangenden Stein“ der Questenberg mit der Queste oder wenigstens die Felspartie in der Nähe der jetzigen Questenberger Höhle gemeint ist.

Die Burg Questenburg ist anscheinend um 1250 von den mächtigen Grafen v. Beichlingen-Rotenburg, die in der ganzen Gegend reich begütert waren, erbaut worden. 1275, 1276 und 1303 erscheint ein Knappe Friedrich v. Questenberg (Wallenrieder Urk. I, S. 284, 287, II, 22), der ohne Zweifel nicht vom Dorfe, sondern als ein Ministeriale der Grafen v. Beichlingen seinen Namen von der Burg entlehnt hat, wie sich damals die Dienstmannen von ihrem Sitz, ja sogar nach dem Sitz ihrer Lehnsherren (Dynasten, zu denen sie im Abhängigkeitsverhältnis standen) benannten und nicht selten das Wappen dieser Dynasten annahmen, weshalb wir in

der Grafschaft Stolberg eine Anzahl von Dienstmannen treffen, die das Stolberger Wappen, den Hirsch, führen (v. Tierberg, v. Bennungen, v. Muser). 1301 hielten sich Hunold juvenis und Friedrich v. Questenberg in Kelbra als morantes auf (Leuckfeld, St. Georgenloster zu Kelbra, S. 165). Das kleine Geschlecht v. Questenberg lässt sich in hiesiger Gegend bis zum Ende des 14. Jahrh. verfolgen, u. z. als Dienstmannen der Grafen v. Beichlingen, was sie ursprünglich gewesen sind: 1361 gelobt der Bischof von Halberstadt, Hermwig Windold und Hans Sygerdes, Gebrüder, denen er 220 Mark Silbers schuldig ist, dem gestrengen Ritter Heinrich v. Questenberg das Geld zu Hettstedt zu bezahlen und ihn nach Questenberg geleiten zu wollen (v. Heinemann, Codex Anhaltin., IV, No. 268). 1367 ist u. a. neben Heinrich v. Rode, Hartmann v. Holbach, Heinrich v. Questenberg, alle Ritter, Bürge bei der Cheverschreibung des Grafen Heinrich v. Schwarzbürg für seine Tochter Jutta. 1374 lebte Heinrich v. Qu. noch (Jovius, Schwarzb. Chronik, S. 381). 1369 ist der Ritter Heinrich v. Qu. Zeuge der Grafen v. Beichlingen und v. Gleichen (Jovius S. 381). Er war der Schwiegersohn des Bürgers Herm. v. Werther zu Nordhausen (Nordh. Stadtarch. I J, No. 35). 1477 war ein Dr. Jak. v. Questenberg Dechant im Kollegiatstift zu Wernigerode. Als die Kaiserlichen 1629 in der Grafschaft Hohnstein einfielen, befand sich unter ihnen auch Kaspar v. Questenberg, Prämonstratenser-Abt zu Prag und kaiserlicher Rat (Schmaling, Hohnsteinisches Magazin, 1791, S. 227). Schillers (Wallensteins Lager) kaiserlicher Rat und Minister Questenberg ist bekannt.

Bei der berechtigten Annahme, das Dorf Questenberg sei erst durch die Burg entstanden und habe sich erst unter dem Einflusse des Bergbaues im 14. und 15. Jahrh. entwickelt, steht die Nachricht im Wege, wonach 1303 Questenberg schon eine Pfarre gehabt haben soll. 1303 (1305) schenkte die Gräfin Agnes v. Stolberg, Gemahlin des Grafen Friedrich v. Beichlingen-Rotenburg, den Chorhof zu Drebendorf der Pfarre zu Questenberg (Jul. Schmidt, Bau- und Kunstdenk. d. Kreises Sangerhausen, S. 50. R. Meier, Chronik des Kreises S., 1891; die Quelle wird nicht genannt). Doch kann mit der Pfarre auch die Burgkapelle gemeint sein, deren Einkommen um 1540 (Einführung der Reformation) an die Pfarre gekommen ist. Auffallend ist, daß das Dorf Qu. in dem Lehnbriefe der Grafen v. Hohnstein an den Ritter Heinrich v. Rode und dessen Brüder über das „hus zuo Questinberg“ und zugleich in der Grenzbeschreibung des Amtes Questenberg, beide von 1349 (Harzzeitschr. 21, S. 248), nicht genannt wird.

Burg und Dorf sollen ihren Namen von der auf einem Berge errichteten Queste erhalten haben. Dieser Berg müßte dann Questenberg heißen. Das ist aber 1703 nicht der Fall. Dem Volke war in dieser Zeit der Berg unter diesem Namen nicht bekannt. Der scharfsinnige Beobachter und gründliche Naturforscher Dr. G. Henning Behrens aus Nordhausen, der Questenberg 1703 besuchte und nach dem Namen des die Höhle (Heckerloch) bergenden Questenberges fragte, erfuhr, daß das Volk ihn Wasserberg nannte: „Wasserberg, wie das Volk ihn nennt“ (Herckynia curiosa, 1703, S. 70). v. Rohr, der Questenberg und den Chronisten Joh. Konr. Kranoldt zu Dietersdorf 1739 besuchte, redet nur von dem Roland, erwähnt, wie auch

Behrens, die Queste mit keinem Wort. Sollte beiden die auf der Höhe des Berges stehende Queste nicht aufgefallen sein? Gerade dem Herrn v. Rohr (aus Merseburg), der in seinen Beschreibungen des Unter- und Oberharzes 1736 und 1739 gern von derartigen Eigenarten eines Ortes berichtet, müßte die einzigartige Queste zum Erzählen und Berichten gegeben haben. Es scheint, als habe den damaligen Einwohnern die Queste gar nichts bedeutet; sicher würden sie beiden neugierigen Besuchern von der Queste und dem Fest erzählt haben, wie wir gelegentlich des Besuches durch den Prorektor Nachtigal 1794 erfahren. Anscheinend war dem Volke das Questenfest 1703, 1739 gar nicht so wichtig. Anderseits war aber die Queste 1725 den Bewohnern von so volkstümlicher Bedeutung, daß die Leinweber-Zinnung im Amt Questenberg ihrem Innungssiegel von 1725, das aber schon vor diesem Jahr im Gebrauche gewesen sein wird, neben den Handwerksinsignien den Questenbaum einverlebt hat. Siehe Abbildung weiter unten. Ins Reich der Fabel gehört die Erzählung des Herrn v. Rohr, als habe Questenberg seinen Namen von einem Ritter, dem Questo Rolando, erhalten und sollte soviel heißen als des Quasti Berg, wie ihm erzählt worden war (sicher von Kranoldt). Es hat sich in der Namendeutung heute endlich durchgesetzt, mit Recht anzunehmen, daß die meisten der Orts- und Flurnamen, die nicht mit Personennamen gebildet sind, sich auf die Geschaffenheit des Bodens beziehen, die Mythologie so gut wie gar nicht dabei in Betracht kommt. Kommt ein Orts- oder Flurname öfter und an verschiedenen Orten Deutschlands vor, so kann man daraus schließen, daß er dem sprachlichen Gemeingute des Volkes entstammt und ihm ein allgemein gebrauchter Begriff zu Grunde liegen muß. Unsere Vorfahren waren ein Naturvolk und fühlten sich ganz besonders zur sie umgebenden und alles spendenden Natur und Naturbeobachtung und Naturbeobachtung hingezogen. Der Name Questenberg kann und wird keine Ausnahme machen hinsichtlich seiner Entstehung. Er muß ebenfalls aus der Natur mit ihren topographischen Erscheinungen und Eigenarten entnommen sein, nicht vom Mythus, weil dann ein singulärer Fall in der Namengebung vorliegen würde. Der Name röhrt her von Quäste, aber nicht von dem auf dem jetzigen Questenberg aufgerichteten Kranze. Der Berg würde dann „Kranzberg“ genannt worden sein, deren es wirklich eine Anzahl gibt. Das Wort Quäste, Quäste muß aber in alter Zeit sehr gebräuchlich in der VolksSprache gewesen sein. Im Schwedischen wird noch heute der Blumenkranz eine Quäste genannt. Nicht die aus Birkenreis zusammengebundenen Bündel (Quasten) und der auf dem Stämme aufsitzende Büschel, Besen genannt, und der Baumstamm sind die Hauptfache beim Questenbaum, sondern der Kranz (Anlehnung an die Sage). Baum, Querbaum (Kreuz) und die Quasten sind Nebendinge des Ganzen und dienen nur zum Tragen bzw. zur Zierde der ganzen Queste. Und gerade diese Nebendinge der Quasten, nicht der bedeutungsvollere Kranz, sollen der errichteten Queste, dem Berge, dem Feste, der Burg und dem Dorfe den Namen verliehen haben. Das ist wenig einleuchtend. Dem Namen Queste muß daher etwas Sinnfälligeres, Gewaltigeres, Impanteres und Romantisches für unsere, die Natur über alles liebenden

Vorfahren zu Grunde liegen als das geringe, schlichte Bild des Questenbaumes. Das ist die gewaltige, imponierende, verehrungswürdige Natur selbst in ihrer landschaftlichen Eigenart bei Questenberg und vielen anderen Orten dieses Namens.

Der Name Queste, Questenberg unseres kleinen Harzdörfchens steht in der Namenswelt (Orts-, Flur-, Wald- und Bergnamen nicht einzig da, was doch möglicherweise wohl der Fall sein müßte, wenn er mythischen Ursprungs sei. Schon Prof. Größler (Mansfelder Bl. 13, S. 104) kannte 1899 mindestens sechsmal von der Werra bis zur Elbe in thüringisch-oversächsischem Volksgebiete den Namen Queste, Questenberg. Der Name des kaiserlichen Rates Questenberg (Wallenstein's Lager von Schiller) weist aber auch auf eine süddeutsche Dertlichkeit dieses Namens hin. Im östlichen Obersachsen, im westlichen und südlichen Thüringen, im und am Südharz kommt der Name Questenberg vor: Das ehemalige Dorf gleichen Namens bei Meissen ist heute der Stadt Meissen einverleibt. Es gibt daselbst keinen besonderen Questenberg mehr. Das Dorf selbst liegt hoch; vom Triebischtale steigt die Flur desselben in außerordentlicher Steile (nur Waldhang) auf. Von der Höhe hat man eine weite Aussicht, auch nach Osten. Weder jetzt noch ehemals ist dort ein Questenfest nachweisbar; ebenso weiß man nichts von hier stattgefundenen Frühlingsfesten und Volksversammlungen. Der Ortsname kommt vor (Cod. dipl. Saxon. reg. II) 1245, 1300 als villa Quaslewitz, 1306 Quastrowitz, 1350 Quasenwitz, 1389 Dorf Quaslewicz, 1486 Quazlewitz. Die Angleichung an das Deutsche ist der Namensform demnach erst in neudeutscher Zeit widerfahren (Mitt. des Herrn Studienrats Dr. Gröger-Meissen). Questenberg heißt der Berg bei Pirna, der die nordwestliche Seite der alten Poste, eines felsigen Grundes, bildet. Der Berg fällt gegen den Grund der Poste scharf ab. Dieser Questenberg liegt südlich von Doberzeit und nördlich der Linie Zahsche-Mockethal. Er bildet die steilste Erhöhung von dem Plateau, auf dem die Dörfer Z. und M. liegen, zu dem höheren Plateau, auf dem das Dorf Doberzeit liegt, ist also mehr ein steiler Hang, als ein Berg, u. z. ist dieser mit Gebüsch und dürrstigem Wald bewachsen. An ihm führt ein alter Fußweg von Posta nach Doberzeit hinauf. Von einem Questenfeste oder Volkszusammenkünften und darauf bezügliche Sagen ist nichts bekannt (Mitt. d. Herrn Justizrats Dr. Flachs zu Pirna). Topographisch gleicht dieser Questenberg ganz dem bei unserem Harzorte Questenberg. Bei Gadenfrei bei Reichenbach in Schlesien ist ein Questenberg und eine Queste in einem Tale, der dasselbe Aussehen hat, wie der folgende bei Woffleben. Auch bei Schmal kalden ist ein Questenberg. Beim Falkenstein im Osthartz gab es 1485 einen Waldnamen „Quastenberg“, der steil aus dem Seltetale heraus aufsteigt. Auf ihn kommen wir im folgenden zurück. Es ist der jetzige „Questenkopf“ bei Meisdorf. Ueber die Queste bei Großörner schreibt Dr. Schner, Leipzig, der Nachrichten über die Questen sammelt, im dem „Wipperländischen Heimatfreund“, monatliche Beilage zum Hettstedter Tageblatt, 1924, 1. Jahrg. No. 7: „Queste heißt vor der Mündung des Kriegsgrabens ins Wippertal der Windmühlenhügel, der im Zuge des Verbindungswege“

Burgörner—Klostermansfeld von Großörner wie Burgörner-Altdorf, je etwa 1 Kilometer entfernt liegt. Dieser Hügel ist das Endglied eines Höhenzuges, der vom rechten Talrand der Wipper abgetrennt ist, zuerst durch den Mönchsgrund bei Klostermansfeld, der sich einem auf der Bahnfahrt Siersleben—Klostermansfeld so jäh zu Füßen auftut, weiter talabwärts durch die Mulde des Regenbeelbaches, zu dem ja auch das (etwaige) Wasser des Kriegsgrabens abfließt. Dieser Questenhügel beherrscht das Wippertal zwischen Burgörner und Leimbach, wie eine Kanzel das Kirchenschiff.“ Diese Beschreibung der Großörner Queste trifft ganz genau auf die topographische Beschaffenheit (Lage, in einem Tale und Heraushebung aus diesem, Höhe usw.) des Questenberges bei Pirna zu, ebenso auf den allerdings weit imposanteren Questenberg beim Dorfe Questenberg und auf die folgenden, am westlichen Südharz gelegenen Questen. Wie überall, ausgenommen als einzige die Queste bei Questenberg, ist nicht die geringste Spur in der Sage, in der Ueberlieferung des Volkes oder im Schrifttum mehr vorhanden, die darauf deuten könnte, daß einst hier Volksversammlungen, Volksfeste, Frühlingsfeste zu Pfingsten oder zu anderen Zeiten des Jahres stattgefunden hätten oder gar ein Questenkranz hier errichtet worden sei. Wenn solche überhaupt hier stattgefunden haben sollten, so müßte dies in ziemlich weit zurückliegender Zeit der Fall gewesen sein. Würde nicht der schreibselige Mansfelder Chronist Chr. Spangenberg, der sonst solche lokalen Züge, zumal wenn sie aus katholischer Zeit stammten (wie Wallfahrten) gern und oft langatmig bei den einzelnen Orten berichtet, auch die beiden Mansfelder Questenfeiern erwähnt haben? Gerade im Mansfeldischen wurden zu Himmelfahrt und Pfingsten ähnliche Volksfeste gefeiert, und es haben sich darüber Ueberlieferungen aus der Mitte des 18. Jahrh. erhalten. In den Dörfern Gödewitz, Tienstedt, Gorsleben, Zörniß und Krimpe im Mansfeldischen feierte man zu Himmelfahrt das „Himmelfahrtsbier“. Man trinkt eine Tonne Bier und tanzt dann in einer für das Fest erbauten Scheune, der „Himmelfahrtsscheune“, die neben der Kirche stand. Noch um die Mitte des 18. Jahrh. versammelte man sich vor dem Tanze am Gemeindebrunnen und trank da 7 Rinkheimer Bier. In Tienstedt und wohl auch in den andern Dörfern wurde öffentlich verlesen, woher das Fest stamme. Eine Königin Elisabeth, nach neuerer Sage eine Gräfin v. Mansfeld, sei vor 600 Jahren am Himmelfahrtstage durch Tienstedt gekommen; die Gemeinde sei ihr mit 7 Rinkleimern Bier entgegen gekommen. Aus Dankbarkeit habe sie diesen 7 Dörfern alle Steuern erlassen unter der Bedingung, daß jede Gemeinde am Himmelfahrtstage der Königin zu Ehren 7 Rinkleimer Bier am Gemeindebrunnen trinke. Wenn man das Fest eingehen lasse, sei man verpflichtet, der Obrigkeit den Zehnten und noch dazu 1 schwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Blässe, 1 Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und 1 vierspänniges Jüder Semmeln zu entrichten (Neue Mitt. 5, 2, S. 130 ff., Sommer, Sagen, S. 149. Größler, Mansf. Sagen, S. 78 ff.). Vergl. auch Waldmann, Eichsfeldische Sagen und Bräuche, Programm d. Gymnas. zu Heiligenstadt 1864.

Am Südharz haben wir zwei Questenberge: Beim Hohnsteinschen Dorfe Woffleben (927 Wafilieba) im Wieda-Zorgetale steigt ein

Questenberg zwischen Gudersleben und Woffleben aus dem Tale der Wieda-Zorge auf. Flurnamen 1716: Acker „vor dem Dorfe (Woffleben) nach der Queste zu“; ferner Acker „am Questenberg“, „auf dem Questenberg“; ferner ½ Acker „Buschwerk“, 7 A. Land, ein Gemeindehölzchen und „Buschwerk“, alles auf dem Questenberg. Heute noch kennt man „die Queste“; der Name „Questenberg“ ist jedoch verschollen. Die Queste ist ein Hügel von etwa 50 Meter Höhe, der nach Osten steil, nach der Südseite allmählich abfällt. Also auch hier dasselbe Bild wie bei den andern Questenbergen. Woffleben ist schon dem Namen nach ein alter Ort: 927 Wafsilieba; aber eine Mal- und Kultstätte ist er nie gewesen; ältere Leute wissen auch nichts von daselbst gefeierten Volksfesten oder Volkszusammenkünften oder darauf bezügliche Sagen und Ueberlieferungen. Es scheidet daher eine mythische Beziehung zu der Queste aus. Der Name Queste muß daher einen andern Grund haben; das ist das büschelartige Aussehen dieses Hügels, der aus der Ebene herausragt und daher infolge seiner Belaubung (Buschwerk) den Eindruck eines Büschels (Quaste) macht. Alles eben Gesagte trifft auch auf den Questenberg beim Hohnsteinischen Dorfe Stöckey (drei Stunden südwestlich von Woffleben) zu. 1716 „der Questenberg“, Flurnamen „am Questenberg“, ein ca. 30 Meter hoher Hügel, der nach der einen Seite hin abfällt, nach der andern sich verflacht; heute Ackerland. Der Name Stöckey, 1287, 1325 Stocke, 1400 Stockey, ist ganz besonders zu beachten; der Ort liegt völlig in der Ebene (Quelle der Helme) und hat den Namen von dem in der Ebene gern wachsenden Gestocke (Stöcke, d. s. meist Haselnussstauden; Flurname Gestocke bei Brücken an der Helme, bei Rottleberode); Gestocke = Gestödig oder Stockei, Stöcke, wie Lindey bei Uthleben. Aus diesem Stockig hob sich der Questenberg durch sein Buschwerk auf dem Hügel eigenartig ab wie ein Büschel.

Berblüffend ist die Uebereinstimmung sämtlicher (meist Waldnamen) Questenberge untereinander und mit dem des Harzdörfchens hinsichtlich der Lage und ihrer landschaftlichen Eigenart; aber auch der Unterschied zwischen unserm Questenberg und allen andern: Von keinem der mehr als einem halben Dutzend gleichnamiger Dörflerkeiten, die bei weiteren Nachforschungen sich wohl noch vermehren würden, außer ihm lassen sich altheidnische Frühlingsfeste, Volkszusammenkünfte in alter und neuerer Zeit oder darauf bezügliche Sagen, Ueberlieferungen und Anklänge nachweisen. So stünde unser Questenberg mit seinem Questenfest einzig und allein da. Sollte sich bei allen andern jede Andeutung an einen Mythos verloren haben? Das ist bei der Phantasie und Ueberlieferungslust unserer Vorfahren (man denke an die vielen gleichen Sagenmotive aller Orten) nicht gut anzunehmen. Die einzige Antwort auf diese Frage kann nur die sein: Es hat weiter kein Questenfest gegeben.

Daneben gibt es eine ganze Anzahl Ortsnamen im Reiche, mit Quaste, Queste zusammengesetzt, die hier nur aufgeführt, deren Lage und landschaftliche Eigenart aber ununtersucht gelassen werden soll. Denn von ihnen kann man wohl von vornherein annehmen, daß sie von keinem Questenfest den Namen erhalten haben, weil sie bis auf einen Niedersachsen

angehören: Quastenberg bei Stargard, Quast bei Zerbst, in Westpreußen, Quastenmühle, Questin in Mecklenburg, auch Quastenhof bei Düsseldorf.

Aber auch in dem wendischen Teile Niedersachsens wurden ganz ähnliche Feste gefeiert, wie unser Questenfest, namentlich in der Altmark. Hier wurden ebenfalls Bäume (Birke, Eiche, Kronen- und Kreuzbaum genannt) errichtet (auf einem Hügel mitten im Dorfe, da Berge fehlen), die genau so wie der Questenbaum geholt, zugerichtet, geschnürt wurden (nur von Weibern geholt, Wagen nur von diesen gezogen — bei Questenberg von den 16 Jungmännern des Dorfes). Daher hätten diese Bäume ebenfalls „Quästen“ genannt werden müssen. Doch die größtenteils berg-, baum- und waldlose Ebene der Altmark bot kein Landschaftsbild, das man mit einer „Quaste“ hätte vergleichen können. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, 1843, S. 330—336, berichtet darüber: „Ein alter Förster aus Seeben bei Salzwedel erzählte, daß man in den ehemals wendischen Dörfern zwischen Salzwedel und Lüchow im Hannöverschen früher die Gewohnheit gehabt habe, an einem bestimmten Tage des Jahres einen Baum aus dem Gemeindewalde zu holen, diesen im Dorfe aufzurichten, um ihn herum zu tanzen und zu rufen: „Hennil, Hennil, wache!“ Auch die folgenden wendischen Feste gleichen ganz dem germanischen Questenfest zu Questenberg. Die ehemaligen Wenden nördlich von Salzwedel richteten am Johannistage den sog. Kronenbaum auf, der allein von den Weibern geholt werden durfte; keine schloß sich aus, auch die nicht, die mit einem körperlichen Gebrechen behaftet waren. Am Abend vor Johannis wurde dieser Baum, eine Birke, gehauen, alle Zweige bis an die Krone weggenommen. Am Johannistage selbst nahmen dann die Weiber das Bordgestell eines Wagens, spannten sich davor und zogen in das Holz. Die kräftigen jungen Mädchen gingen neben dem Wagen her, nordische Lieder singend, und ließen die alten Mütterchen ziehen. Sobald sie mit dem Baum an das Dorf zurückgelangten, erhoben sie ein Freuden geschrei, eilten an den Ort, wo der alte Kronenbaum stand, und hieben denselben um, den ein Rossäter (Hintersättler, kleiner Bauer mit wenig Land) kaufen und den alten Weibern dafür 2 Schillinge zu Branntwein geben mußte. Der neue Baum wurde nun unter Frohlocken aufgerichtet, mit Rändern und Blumen behängt und mit zwölf oder mehr Kannen Bier eingegossen. Bei denselben Wenden war es ehemals üblich, mitten im Dorfe einen sog. Kreuzbaum, eine Eiche, aufzurichten, der so lange stehen blieb, bis er umfiel. Er durfte jedoch alsdann vor Mariä Himmelfahrt nicht wieder gerichtet werden, weil man sagte, die Stätte wolle es nicht leiden. Diese Stätte wurde von etlichen für einen männlichen Geist ausgegeben, der sich an der Stelle des Baumes aufhalte; daher durfte auch kein Wende mit schmutzigen Füßen über diesen Platz gehen. Im ganzen Gau zwischen Lüchow, Dannenberg und Uelzen wurden die Häuser, Ställe, Küchen, Keller, Stuben mit Bier oder Branntwein begossen, wenn der Kreuzbaum aufgerichtet wurde. Allerhand Gebräuche in der Art von Opfern, damit das Vieh gedieh, knüpften sich an den Kreuzbaum. Er war mehr als 20 Ellen hoch; oben darauf befand sich ein hölzernes Kreuz, über diesem ein eiserner Hahn. Wenn Mariä Himmelfahrt nahte, wählte man einen andern

Baum im Holze aus und ging an diesem Tage dahin; jeder Hauswirt mußte seinen Hieb tun, bis der Baum umfiel. Darauf fuhr man ihn mit ihren Köcken bedeckt, damit ihn niemand sah, mit Ochsen in das Dorf, wo der alte Baum gestanden hatte. Das war ein kleiner runder Hügel mitten im Dorfe. Hier wurde er von einem wendischen Zimmermann vierkantig gehauen; auf beiden Seiten wurden Pflöcke angebracht, daß man hinaufsteigen konnte. Der Schulze kletterte hinauf, setzte den Hahn auf und segnete ihn mit einem Glase Bier ein. Am Karfreitags schlachtete man ein Österlamm auf dem Baume. Die Mythologie mag sich damit auseinandersezzen, wie man diese w e n d i s c h e n Kronen- und Kreuzbäume und die Gebräuche, die ganz dem Questenbaum zu Questenberg gleichen, in Einklang bringen will.

Das interessanteste Kapitel der Flur- und Waldnamen ist das der Bergnamen. Hier ist die Romantik zu ihrem Recht gekommen; hier hat das Volk im Beobachten von Natureigenheiten das Meisterstück geleistet. Ueberblicken wir kurz dieses Gebiet, wobei wir von den Bergnamen abschauen wollen, die von der geographischen Lage herrühren, bei denen die Zahl derer, die mit „Nord“ zusammengesetzt sind, selten sind, Zusammensetzungen mit „Süd“ gar nicht vorkommen. Von der Art des Bestandes der Berge sind folgende Bergnamen hergenommen: Bäumelburg („burg“ bedeutet in vielen Fällen Berg, nicht nur sprachlich gemeint), 1513 Beumelburg, bei Sangerhausen. Die Kahlenberge, 1534 bei Brücken, bei Bölsfeld 1678, bei Schwenda, Wippa 1570; der Kahle Busch bei Sangerhausen 1512. Von der Form und Gestalt: Die vielen Sattelberge, der Hohenberg bei Popperode bei Wippa (Höhen = Wiege). Die vielen Ringberge. Der Regenbogenberg bei Abberode 1570. Der Walzenberg bei Rüxleben. Treppenberg bei Hornburg im Mansfeldischen. Die vielen krummen, langen und breiten Berge. Der Sternberg bei Auleben. Die Schnabelsburg bei Nordhausen. Der Korbeshügel bei Sangerhausen. Mondskopf bei Bennungen 1855. Die vielen Hutberge, Kuppenberge, wozu auch der Kyffhäuser gehört als ein Zelt- oder Hutberg, der Hutdeckel bei Edersleben, der Butterhut bei Sangerhausen im 17. Jahrh. heutige Butterkuppe. Die vielen mit „kopf“ gebildeten Bergnamen. Namen, in denen Tautologien stecken: Königskopfsberg bei Hainrode, Dreihügelsberg bei Wormsleben am See. Zu dieser Art von Bergen gehört auch der Questenberg.

Wäre die Annahme richtig, den Namen Questenberg herzuleiten von dem auf dem Berge aufgerichteten Questenbaum mit Kranz, so müßten folgerichtig auch die Kranzberge von einem Kranze den Namen erhalten haben. Das trifft wenigstens für den Kranzberg, auf dem die Kuckenburg bei Kuckenburg im Kreise Querfurt östlich vom Dorfe liegt, nicht zu. „Kranz“ wohl von der Ummauung (Mauerkranz) der Wallanlage auf dem Kranzberge. Einen Kranzberg hat man auch in der Flur Nemsdorf, auch Höfchen genannt, auch Kranzhof, im Kranze genannt. In Sachsen wird das Mottenkraut Gränze, in Schlesien Grenze genannt. Der Stamn des Wortes ist Krängel = Kreis, englisch crant Kurbel, Krümmung. Die Pflanze Schafgarbe heißt bei uns und auch anderwärts Grensing. Berg-

namen ähnlicher Bildung sind der Schellenberg bei Kleinfurra, 1716 Schelenberg; Schellkuppe nördlich von Grillenberg 1766; Kuttstein dicht bei Roßla beim Schützenhause 1834, heute Kuxstein. Schellenhof bei Woffleben 1706, Schellenberg bei Rüxleben, Schellenberger Rasen 1717; ahd. scēlah scheel, quer, schief, krumm. Blumenberg an der Chaussee von Sachsa nach Wieda. Der Sache nach gehören hierher die Kesselberge, wie bei Sundhausen, bei Horla; die Ringberge, so der Rink bei Werningerode 1716, Ringbusch bei Sachsa, Ringkopp bei Großwenden 1716, Ringwiese bei Glende 1716, Kesselring bei Grillenberg 1575, bei Horla. An den Begriff Strauß soviel als Kampf ist nicht zu denken, da dieser Gebrauch des Wortes nur bei den alten Dichtern vorkommt. Vergl. Frd. Schmidt, Der Name Questenberg. Heimatsklänge 1920, No. 9—11. Der unzuverlässige Chronist Kranoldt d. J. (Pastor zu Questenberg von 1760—1779) nennt 1778 den dem Questenberg gegenüber nach Osten gelegenen Arnsberg Arminus- oder Arminusberg. Diese Verirrung Kranoldts wäre an sich für die Heimatgeschichte bedeutungslos, wenn nicht immer wieder in neuester Zeit und zuletzt „Gartenlaube“ 1927, No. 22, diese unhistorische Namenform aus Unkenntnis wiedergegeben worden wäre, so daß eine Richtigstellung nötig ist. Der Berg wird im Volke fast durchweg Arnsberg, nur von wenigen „Arnsberg“ genannt. Urkundlich erscheint er durchweg als „Arnsberg“: 1397 Arnßberg, 1437 Arnsberg (gehörte 1437 zum Marschallschen Gut zu Brüden und war sächsisches Lehn), 1564 und 1834, und von R. Meyer, Questenberg, 1897, stets Arnsberg genannt. Der Stamm „Arns“ (irisch aran = Berg) steht nicht vereinzelt da; es gibt eine ziemliche Anzahl von Orts-, Berg- und Waldnamen: Arnswald bei Ustrungen, 1483 Arnswald, 1497 Arnswald; Flurnamen: Ahrendfeld westlich von Breitungen 1834; Arnsburg bei Seega; Ahrensberg bei Lauterberg; Ahrensberg an der Oder; Burg Arnstein; Arnstadt u. v. a.

Im Deutschen Reiche gibt es acht Orte des Namens Kranz; Kranzberg in Brandenburg, in Bayern, Kranzgarten bei Regensburg, Kranzhübel bei Hagenau, Kranzbeek, Kranzfeld, Kranzenacker, Kranzenbruch, Kranzenplan, Kranzmühle. Wohl aber gehören der Sache nach auf die Stufe der Questenberge die Orts- und Flurnamen Straußberg: 1716 Flurnamen Straußberg bei Bernrode am Fuße der Hainleite. Burgruine und Marktflecken Straußberg, 2 Std. von Sondershausen. Die Ruine liegt auf einem hohen Berge der Hainleite, der ringsum von noch höheren waldigen Bergen umkränzt ist. Joh. Frd. Müldener, Bergschlösser, 1752, S. 71, sagt: „Die Burg Str. lag auf einer ziemlichen Anhöhe, die mit einem finstern und furchterlichen Gebüsch und hohen Bäumen eingeschlossen war.“ C. Duval redet (Thür. und Harz, 1840, I, 84—90) von der „Anmut der Straußburg, ein Schauplatz grüner Bäume auf einer Anhöhe“. 1289 Struzberg, 1320 Strusberg, Strausberg. Straußfurt bei Weizensee, 943 Stuchfuurt. Wie Röhrenfurt eine im Rohr gelegene Furt bezeichnet, so bedeutet Straußfurt eine im Strauchwerk, im Geesträuch, Gebüsch befindliche Furt. In dieser Weise erklären sich die Ortsnamen Straußberg, Strutberg, Struthausen, Strut usw. (v. Hagle, Kreis Weizensee, 1867, S. 646). Straußhof, ein Vorwerk der Domäne Friedeburg a. d. S. Strauch, ein Dorf bei Großen-

hain; Straußdorf bei Liegnitz. Bei allen diesen Namen wurde die Baum- oder Waldgruppe „Strauß“ genannt. Denn an ein so geringfügiges Ding wie ein künstlich hergestellter Blumenstrauß kann keinem Orte den Namen gegeben haben; vielmehr das strauchartige Aussehen eines Berges durch seine eigenartige Belaubung. Mit Strauß, auch Strauch zusammengesetzte Ortsnamen sind nicht selten: Straußberg bei Potsdam, bei Bismarckruh, bei Frankfurt; Straußdorf bei Frankfurt, bei München; Straußgut, Straußhof, Straußbühl bei Kempten, Straußmühle, Straußeneck bei Dresden, Straußensruh; Strauch bei Dresden, bei Nachen, Strauchhütte, Strauchort, Strauchvorwerk, Strauchmühle. Hierher gehören auch die Krone n b e r g e. Diese werden Harzzeitchr. 20, S. 181 mit voller Berechtigung als Berge erklärt, die gleichsam eine Krone tragen, indem ihr oberster Teil bewachsen ist: Der obere und untere Kronenberg bei Batterode im Mansfeldischen, Kronberg 1526, Berg und Forstort bei Harzgerode. Kronberg bei Obergdorf im Hohnsteinschen 1716. Krone, Flurort südlich von Straßberg. Kronental bei Heringen. Kronberg bei Trebra im Hohnsteinschen 1720: Flurname: Auf dem Krohnberge nach dem Pfingstrafen zu, vom Kreuzhagen bis nach dem Krohnhagen. An dieser Stelle war allerdings die Braunschweig-Lüneburg-Hohnsteiner Grenze. Daher liegt für die Kronberge die Vermutung nahe, daß der Name von dem Hoheitsstein mit der Krone herührt. Bei den andern aufgeführten Dertlichkeiten kann diese Annahme nicht in Betracht kommen. Auch ist nicht an ohd. hram krumm oder Krom, Kram = Holzhaufen, auch nicht nach v. Wecus an Krom, Kram als eine Bezeichnung für eine germanische Malsstätte zu denken.

Auch das S a g e n m o t i v ist nicht einzige; es fehrt wieder in demselben Stoff der Sage von der Entstehung des Siebengemeindewaldes, eines Genossenschaftswaldes wie die Landgemeinde. Das gibt uns einen wichtigen Fingerzeig für den Grund und die Entstehungszeit der Sage. Das Volk hat ein großes Interesse für die Namenerklärungen. Sehr oft hört man die Frage: Was bedeutet dieser oder jener Name? Da das Volk viele Namen von Dertlichkeiten nicht zu erklären vermag, hat es sich selbst eine Erklärung zurechtgemacht; so sind die Sagen und Volksethnologien entstanden. Man sehe die in einem späteren Abschnitt folgenden Sagen an, so wird man eine ganze Anzahl auf diesem Wege entstandener Sagen finden. Dahin gehören folgende Sagen:

Von der Entstehung der Windehäuser Holzmark, zu der die Dörfer Urbach, Leimbach, Steigerthal und Windehausen gehörten, der Hammaheringer Waldgemeinschaft (vergl. Abschn. Markgenossenschaften), des Fuchslandes bei Oberröblingen, vom Asseburger Holz bei Emseloh, vom Walde des Beinschuhs bei Sangerhausen, vom Vorwerk Miserlengefeld, von einem Pfarrader zu Edersleben, vom Rieh bei Riehnordhausen—Martinsrieth und Lorenzrieth bei Edersleben, Sage von den Schweinstöpfen der Burg Bornstedt, vom Frosch am Schlosse zu Brücken, vom Hexenturm zu Sangerhausen, von der Teufelsmauer zu Oberröblingen und Sittendorf usw. Vergl. den Abschn. Sagen. Zu dieser Art von Sagen gehören auch die von der Entstehung der Landgemeinde, des Siebengemeinde-

waldes, die nicht vor 1341 entstanden sein kann, des Hammaheringer Genossenschaftswaldes.

Ähnliche Sage zeigt auch das sog. „Himmelehrtsbier“ zu Eisenstedt im Mansfeldischen und in noch sechs anderen Gemeinden derselbst (Neue Mitt. d. thür.-sächs. Vereins 5, 2, S. 130 ff. A. Meyer, Der Helmegau, S. 68). Das Fest darf nicht untergehen, sonst muß man Behnten an die Obrigkeit, 1 schwarzes Kind mit weißen Füßen und weißer Blässe, 1 Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und 1 vierspänniges Fuder Semmeln entrichten. Dahin gehört auch die Sage im Dorfe Möbisburg bei Erfurt. Die Osthäuser Bauern werden belohnt mit Waldungen auf ewige Zeiten. So haben Osthäuser und die meisten Dörfer von da nach Tannrode und Kranichfeld Gemeindewaldungen, nur das Dorf Riechheim nicht (Thuringia, 1842, S. 67 ff.). Noch bis in die Mitte des 18. Jahrh. war es Brauch, daß die erwachsenen männlichen Einwohner jener Dörfer alljährlich an einem bestimmten Tage gemeinschaftlich auf einen nahen Berg, der Königsthül genannt, zogen, um das Andenken an ihre frühere Gemeinschaft zu erneuern. Ähnliche Sagen fehlen im Zusammenhange mit Genossenschaftswaldungen vielfach wieder; das Gemeinsame an ihnen ist die Schenkung von Wald durch einen Fürsten, Grafen, Ritter.

Die Entstehung der Gerechtsame der Hut und Weide der sieben Dörfer, bzw. der Waldweide und der Waldanteile, die am Siebengemeindewalde teil hatten, fällt in die Zeit, als um 1200 die Gauverfassung aufhörte und eine Abmarkung aus den allgemeinen großen Marken (Entstehung der Feldsluren) für die einzelnen Dörfer stattfand. Das Volk konnte später sich nicht enträtselfen, woher diese gemeinsame, wirtschaftlich für sie so sehr wichtige Gerechtsame (Biehwirtschaft, Waldweide, Bau- und Brennholz, Lese- und Raffholz, Waldfrüchte, Eicheln, Bucheckern usw.) gekommen sei, wie sie bei der Aufteilung der großen Marken entstanden war. Daraus folgt, daß die Sagen der beiden Genossenschaftswälder wohl nach 1200 entstanden sein können. Nicht religiöse Motive liegen beiden Sagen in erster Linie zu Grunde, sondern rein-mittelalterliche Verhältnisse haben sie erzeugt. Die Sage von der im Walde verschwundenen Jutta von Questenberg ähnelt ganz den Märchen „Dornröschen“ und „Rotkäppchen“, dem Sonnenkind, das vom Wolfe der Finsternis im dunkeln Walde verschlungen und vom grünen Jäger, dem Sinnbild des Frühlings, befreit wird. Keine Sage im ganzen Harz ist so lieblich, wie die Questenberger; ein deutsches Sonnenmärchen, das auf geschichtlich-sagenhafter Grundlage beruht. Kauffmann, Deutsche Mythologie, 1893, und Prof. G. Mögl, Leipzig, stellen der Maikönigin, wie sie der Questensage zu Grunde liegt, den Umzug der jedoch nur an den Geestaden der Ostsee verehrten Göttin Nerthus und das Märchen „Dornröschen“ zur Seite. Bergl. Abschn. Germ. Götter.

Dasselbe gilt von der mittelalterlichen Abgabe der Röthaler an die Pfarre zu Questenberg. Nicht ein heidnisches Opfer ist darin zu suchen, sondern eine mittelalterliche lehtrechtliche Zinsabgabe, wie schon W. Schönichen 1842 annahm (Thür. und Harz, VI, 77). Das Charakteristikum des Mittelalters ist das im 8. oder 9. Jahrh. aufgekommene Lehnsystem,

die Lehnsherren, auf der alle staats- und privatrechtlichen Verhältnisse beruhen. Jedes Grundstück, selbst das spätere freie Erbe, hatte einen Lehnsherrn, der bei dem Besitz der Kirchen und Klöster der Kirchenheilige war, kein *weltlicher* Lehnsherr. Die Rothaer besaßen die *Fräuleinwiese*; ihr Lehnsherr war der Pfarrer zu Qu. Die Pfarren sind in vielen Fällen Lehnsherren für Grundstücke (die zu Questenberg seit 1305 für den Chorhof zu Drebendorf, die zu Bennungen 1542 für 1 Hof und 4 Hufen Land u. a. zu Ankersdorf (Agnesdorf)). Jedes Grundstück mußte einen Erbzins an den Lehnsherrn leisten. Das war bei Rotha der Fall in der Form von 1 Brot und 4 Käse, u. z. in der Art eines alten Zinsmodus, des *Ritschart*, der vor Sonnenaugang (wie bei Rotha) oder vor Sonnenuntergang (wie zu Sangerhausen und in der Grafschaft Mansfeld), zu Michaelis und am Andreastage (zu Sangerhausen an den Morungshof) oder am 3. Pfingsttage (wie in der Grafschaft Mansfeld), meist in nur einigen Pfennigen von 1 Acker, zu entrichten war. Erfolgte nicht die pünktliche Entrichtung, so verdoppelte sich der Zins mit jedem Tage, daher wohl Ritschart, von rutschten; bei Rotha trat die Ritschartstrafe des Kindes ein, bei Bienstedt fast unausführbare Strafleistung. Über Ritscherrecht vergl. Schottelius, Von unterschiedlichen Rechten in Deutschland, 1671, S. 380—386. Ritscherzins oder Ritschart ist nach Grimm, Deutsches Wörterbuch, Band 8, S. 1570 „ein Zins, der sich mit jedem nicht eingehaltenen Termine verdoppelt oder in anderer Weise erhöht“. Das v. Ebersteinsche Gut zu Großleinungen erhielt 1718 Ritschart, wenn verehelichte ältere Leute starben, von jedem 2 Groschen (etwa von 12 Personen jährlich), ebenso 2 Gr. von jeder der etwa viermal in Großleinungen vorkommenden Hochzeiten. Die v. Morungen zu Sangerhausen-Obersdorf erhielten auf den Morungshof zu S. von 720 Acker Rodeland in der östlichen Flur der Stadt 14 fl. Ritschart zu Michaelis (à A. 3 Pfg.) und 4 Gr. 8 Pfg. Andreas-Ritschart. Sonntag vor Michaelis wurde die Fälligkeit des Ritschart in der Jakobikirche von der Kanzel herab vom Superintendenten abgekündigt. Dieser Sangerhäuser Ritschart war *Beichlingenisch* Lehen. Das ist ein wichtiger Fingerzeig für den Ursprung des Rothaer Ritschart an die Pfarre zu Questenberg. Die Burg Questenberg ist um 1250 von den Grafen von Beichlingen-Rotenburg erbaut. Die Gräfin Agnes v. Beichlingen-Rotenburg schenkte 1305 der Pfarre zu Qu. den Chorhof zu Drebendorf. Die v. Morungen besaßen 1441 ein Burglehn auf dem Questenberge mit 1 freien Hofe im Tale und $\frac{1}{2}$ Hufe Land (Harzzeitschr. 33, S. 195, 319). Denkbar wäre, daß die Grafen v. Beichlingen der Pfarre auch den Ritschart von Rotha (1 Brot, 4 Käse) geschenkt hätten. Dieser Zins könnte ebenfalls von Rodelande (Wiese, Fräuleinwiese) zu Rotha herühren. Die Abgabe war ein *Erzbins*. Daher kann sie nur in der Zeit des Lehnwesens, frühestens im 8. oder 9. Jahrh., aufgekommen sein. Auch die Pfarre zu Großleinungen erhielt vom Boberlande zu Gr. (6 Hufen) 1 fl. 11 Gr. 2 Pfg. Ritschartzinsen auf 2 Termine, nämlich Sonntag nach Walpurgis und St. Katharinentag (Harzzeitschr. 33, S. 320). Zu Wallhausen sahen 1580 die Besitzer von 2 wüsten Hoffstätten auf Ritschart an den Hackeschen Ritterbü. Vergleichungsmomente der Rothaer Abgabe mit dem

Ritschart an anderen Orten sind: Geringe Abgabe (à A. 3 Pfsg.), schwere Buße bei Versäumnis der Zahlung (Verdoppelung usw., bei Rotha das beste Kind). Wimmelrode, Bislaborn u. a. Orte im Mansfeldischen hatten um 1570 die Verpflichtung, bei Verlust ihres besten Ochsen etliche Pfennige früh vor Sonnenschein auf den Tag Martini ins Amt zu entrichten. Sie hießen Kittenpfennige, auch Fahr-, Gefahr-, Wertzins, und galten ihrer 4 einen Mansfeldischen hohen Pfennig (Mansf. Bl. 30, S. 132). Die Leute zu Siersleben gaben nur den „Schleifzehnten“. Der Behtner zog gegen Aufgang der Sonne 2 Garben aus jedem Haufen Getreide (das. S. 193). Die zu Stangerode mußten ins Amt Endorf auf St. Thomas den Kuttenzins vor 12 Uhr Mitternacht abliefern. Sie erhielten vom Amtmann ein Trinkgeld und mußten noch vor 12 Uhr den Ort verlassen haben. Sie erhoben den Ruf: „Wir haben gebracht unserm Herrn den Thomas-Pfennig, den Kuttenzins!“ Heimgeleht, wurde das Trinkgeld vertrunken. In derselben Stunde mußte der Amtmann den Zins an die Grafen v. M. abschicken, sonst mußte er für jeden Pfennig 1 Tonne Heringe entrichten. Fand man bei Ablieferung durch die Leute die Amtsstube verschlossen, so hatte das Amt Endorf der Gemeinde Stangerode eine weiße Gluckhenne mit 12 weißen Küken zu geben (Mansf. Bl. 10, S. 104). Das Mystische an allen diesen Abgaben ist die Ablieferungszeit, stets in der unheimlichen Nacht, die niemand, nur den Bösen und Unholden, genehm ist. Die „rechte Tageszeit“ für Gerichtshandlungen und für Zinsentrichtungen war sonst im germanischen Recht der Tag (vor dem Mittag). War jemand vor Gericht geladen, so mußte er zu „rechter Tages- oder Gerichtszeit“ erscheinen; eine bestimmte Stunde, wie heute, war nicht angegeben. Auch die Bedingungen, unter denen der Questenbaum zu errichten ist (ohne Werkzeug, nur 16 Mann) erinnern an den Ritschart.

Eine andere Möglichkeit, den Ursprung der Rothaer Abgabe aus der Lehnsvorstellung heraus zu erklären, sind die Sonnenlehen. Diese sind eine besondere Art der Lehen, deren es aber wenig gibt und über deren Beschaffenheit man nichts Bestimmtes weiß. Viele erklären sie als ein freies eignes Lehen, das von niemand als von der Sonne herrührte. Man erklärt das Wort von „sein“, ehemals suna, so daß es „sein eignes Lehn“ bedeuten würde, das beim Besitzer selbst zu Lehn geht (Adelungs Wörterbuch, 1811, 4. Band, S. 146). Ein solches Sonnenlehn ist der der Stadtkirche zu Lößnitz in Sachsen gehörige, den Grafen v. Solms zu Lehn gehende „Gotteswald“. Wegen dieses Waldes mußte die Stadtkirche zu L. der er gehörte, jährlich am Michaelistage einen gewissen Zins durch den Lehnsträger vor Sonnenaufrag entrichten und die Lehn erneuern (Zachariä, Handb. d. kursächs. Lehnsgrechts, 1796, S. 261). Nach Leonhardi, Erdbesch. d. sächs. Lande, 1790 soll Uftrungen ein Sonnenlehn sein, was aber Schumann, Staats- und Postlex. 5, S. 89, bestreitet. 1827 war bei der Lehnsturke zu Naumburg darüber nichts bekannt (Krätzsch, Verzeichnis d. Orte usw., I, 434).

Nach den neueren Mythologen soll der Wodanismus der Südgermanen die Urreligion der Nordländer der Urzeit verdrängt haben. Trotzdem bringt man das Roldand spröblem des Mittelalters in Verbindung

mit der Urreligion der ältern Steinzeit. Es ist schwer auszudenken, wie sich die Rolandsidee aus der Urzeit über Jahrzehntausende hinweg ins Mittelalter gerettet haben kann und soll. Als noch unwahrscheinlicher muß es bezeichnet werden, wenn man sogar die Figuren des Questenberger Bergfrieds der Burg selbst in dieloseste Verbindung mit der Urreligion zu bringen versucht. „Nicht Gefangene waren es, sondern Freimaurer, Edlinge ihres Handwerks“, sollen sie erzeugt haben; eine Loge soll hier getagt haben (nach dem schon angeführten Referat Sangerh. Zeitung vom 12. und 15. Juni 1925). W. Kiefer, Die deutschen Bauhütten, bei Diederichs, Jena, 1926, gibt darüber keinen Aufschluß.

Die im Innern des Turmes in die Gipsquadern eingerichteten mittelalterlichen Figuren und Schriftzüge werden zum erstenmal erwähnt von Prorektor Nachtigal in „Deutsche Monatsschrift“, Leipzig 1795, S. 60—65, in einem unter dem Datum Dresdendorf, den 30. Juni 1794, verfaßten Aufsatz über die Questenburg. Er sagt: „Nichts hat sich von allen Gebäuden erhalten, als einige ziemlich geräumige Keller, deren Eingänge Kröten und Schlangen und verwachsenes Gebüsch, das selbst die Gemäuer überkleidet, dem forschenden Wanderer streitig machen, ein ziemlich hohes Stück der vorderen Mauer des Torturmes, die hin und wieder augenblicklichen Einsturz droht, und das — Burg verließ. Das letzte ist am vollständigsten zu sehen. Es ist ein runder, jetzt einzeln stehender Turm, der sonst unstreitig von Gebäuden rings umschlossen war, und etwa 25—30 Fuß über den jetzigen Boden hervorragt. Schatzgräber oder neugierige Reisende haben durch die 9 Fuß dicke Mauer von der Außenseite eine Deffnung durchgebrochen, durch die ein nicht sehr starker Mann so weit hineinkriechen kann, daß er das Innere des furchtbaren Grabkellers sieht. Hier bemerkt man zuerst einen freien Raum von etwa 15 Fuß im Durchmesser, dann, daß der jetzige Boden des runden Turmes sich noch etwa 15 Fuß in die Erde erstreckt, ferner, in der Mitte des oberen Gewölbes eine Deffnung, durch welche jetzt Licht herabfällt, und ehemals wahrscheinlich die unglücklichen Schlachtopfer der Wut, zum lebendigen hoffnungslosen Begegnis herabgelassen wurden. Nirgends ist auch nur die entfernteste Spur eines möglichen Ausganges aus dem Kerker. Das, was die Aufmerksamkeit des Beobachters am meisten auf sich zieht, ist eine Menge von in Stein gegrabenen Figuren (z. B. ein Messer, eine Striegel, eine Pflugschar und einige andere Werkzeuge sind noch erkennbar), wahrscheinlich die Arbeit mehrerer Gefangenen, die sie mit eisernen Nägeln oder einem Messer den Wänden eingraben. Manche glauben auch Schriftzüge zu entdecken, die freilich für den Forcher das Anziehendste sein würden, die man aber nur dann wird untersuchen können, wenn die durch die Länge der Zeit und den Regen mürbe gewordene Decke des Gewölbes erst völlig herabgestürzt sein wird. Und ich — verließ nur zu schnell diesen Ort des Schreckens, vielleicht das Grab vieler Schuldlosen, deren Gebeine nachgestürztes Gemäuer überdeckt, als daß genauere Untersuchungen möglich gewesen wären.“ Diese letztere grausige Schilderung ist eine arge Übertreibung. Der den Boden bedeckende Schutt liegt gar nicht allzu hoch: er müßte ja nach Zerstörung der Kuppeldecke nach 1815 heute noch viel

höher liegen. Er liegt vom ursprünglichen Boden nur etwa 1 Meter hoch. In gleicher Höhe mit dem heutigen Boden, also etwa 1 Meter über dem ursprünglichen, befand sich ein Bretterfußboden, wie die Rillen ringsum an der Wand noch zeigen.

Der erste, der sich mit der Untersuchung der Figuren und Schriftzüge eingehender beschäftigt hat, ist der Pastor Joh. Frd. Wilh. Hadlich zu Questenberg (1778—1812, Nachfolger des Kranoldt d. J.). Er hat „an 63 Figuren“ festgestellt. Als wichtigstes Dokument fand er einen Inschriftstein, dessen Schriftzüge er z. T. falsch gelesen hat. Er hat gelesen:

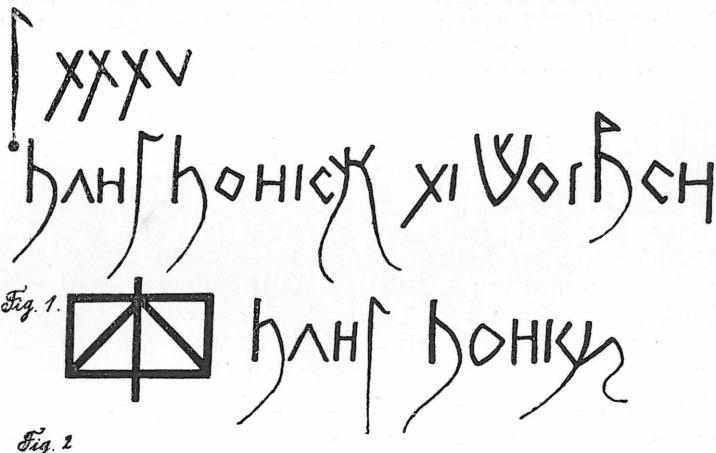
PXXXV

hank homix XI Wochen

auf einem zweiten Stein: hank hamckz. Die erste Zeile hat er nicht zu deuten vermocht; indem er das Sigle P = Psalm nicht kannte; den Namen des Gefangenen hat er ganz falsch gelesen, obgleich er sehr deutlich und lesbar eingeritzt ist, allerdings 3 Meter hoch über der Bodenfläche des Turmes. K. Meyer, Burg Questenburg, 1897, S. 14, hat diese Inschrift nach der Hadlichschen Lesart falsch wiedergegeben; übrigens erscheint ihm „die Entzifferung wirklich ganz hoffnungslos“. Prorektor Nachtigal, Deutsche Monatsschrift 1795, sieht die Figuren als Arbeit von Gefangenen an, die sie mit eisernen Nägeln in die Wände eingegraben. Fr. Hoffmann, Die Burgen des Harzes, 1836, S. 14, sagt: „Es sind wahrscheinlich Gefangene gewesen, welche die große Menge Figuren, die in den Gipsstein eingegraben sind, ihr Dasein verdanken. Hieroglyphen sind es gewiß nicht, obwohl mir ein Theologus, den ich noch an demselben Abend (seines Besuches in Questenberg) sprach, es versichern wollte. Es sind Werkzeuge mancherlei Art, wie man sie beim Ackerbau und in der Wirtschaft wohl gebraucht, aber altertümlichen Zuschnitts, wie sie vor 500 Jahren gebräuchlich waren. Da sind Messer, Hammer, Sägen, Kämme, Spaten, Beile, Hacken, Schaufeln; doch auch ein Kreuz ist zu erblicken, und sogar jenes Brettspiel, das man Mühle zu nennen pflegt. Ich zählte über 60 Figuren; die wenigen Schriftzüge, die da waren, vermochte ich nicht zu entziffern. Unerklärlich ist es mir, wie man alle diese Figuren bilden konnte, da doch schwerlich ein Lichtstrahl in die Tiefe drang.“ Merkwürdigerweise erwähnt H. die verschiedenen Adelswappen nicht. Prof. Dr. Jul. Schmidt, Bau- und Kunstdenk. d. Kreises Sangerhausen, 1882, S. 52, hat 14 der interessantesten Zeichnungen von Handwerks- und Ackergeräten, „die schon in früher Zeit eingeritzt worden“, abgebildet; von Schriftzügen redet er nicht. Auch er hält die Einritzungen als von Gefangenen herrührend. 1924 hat Dr. Erich Neuß-Halle diese Figuren einer gründlichen Untersuchung unterzogen und den Befund in „Der Harz“, Monatssheft des Harzklubs, Dez.-No. 1924, veröffentlicht. Er hat 55 Figuren abgebildet (in Wahrheit sind es deren 76 Figuren und 2 Inschriften); die Schriftzüge erwähnt auch er nicht. Von seinen 55 Figuren sind u. a. 34 Zeichnungen von Handwerkszeugen (Dachdecker, Zimmermann, Tischler, Spengler, Gerber, Weber, Schmied), Bauerngeräten (Pflug, Karft, Striegel) und Hausherräten (Messer, Löffel u. a., Beil, Garnhaspel

7 Garnwinde), Kamm). Die Zeichen sind auch nach ihm gefertigt von Gefangenen (meist Handwerker, weniger Bauern, ebenso naturgemäß wenig Ritter (höhere Stände, schon weil diese die Minderheit des Volkes bildeten), die sich die Langeweile im Turm vertreiben wollten; als Symbole tieferen, geheimnisvollen Sinnes nennt Neuß leins.

Im August 1925 habe ich mit meinem Freund Adolf Spengler-Sangerhausen den Turm untersucht. Der Fußboden ist, wohl infolge des 1794 noch vorhandenen, aber kurz nach 1815 abgebrochenen Kuppelgewölbes (auf Anordnung des Grafen v. Stolberg-Rosla), jetzt etwa 1 Meter höher als der ursprüngliche, weil etwa 1 Meter hoch Schutt im Turme lagert. Die in den Turm eingebrochene Öffnung war schon 1794 vorhanden, fehlte aber natürlich ursprünglich. Beim Durchbrechen ist eine der Figuren (das Eiserne Kreuz) beschädigt worden, woraus man sieht, daß die Figur älter ist als der Durchbruch. Die Figuren sind fast alle in Augenhöhe vom jetzigen Fußboden und des ursprünglich vorhandenen Bretterbodens eingerichtet. Wir fanden 76 Figuren und 2 Inschriftsteine. Der eine der beiden Inschriftsteine steht 2,80 Meter hoch vom jetzigen Fußboden und ist 0,62 Meter lang und 0,30 Meter breit. Siehe Fig. 1. Die Schrift des ersten Steines aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrh. mit dem eigenartigen n lautet (siehe Abbildung):



Das Ganze lautet: Psalm 35. Hans Honig 11 Wochen. Der 35. Psalm ist ein Psalm Davids aus der Zeit der Saulischen oder Absalomischen Verfolgung, in dem David um „Errettung von der Feinde Grausamkeit“ bittet. Dieses Gebet paßt ganz auf den Gefangenen im Questenburger Turme (11 Wochen). Ein 0,45 Meter tiefer stehender, kleinerer Gipsstein zeigt in seiner linken (vom Beschauer aus gesehen) Hälfte ein Rechteck (Kasten) mit darauf geritzter Sehwaige mit Lot, wie sie von Maurern und Zimmerleuten gebraucht wurde; in seiner rechten noch ein-

mal denselben Namenszug des Hans Honig. Siehe Fig. 2. Untersuchungen über den frommen, bibelfesten Mann Hans Honig, anscheinend ein Maurer oder Zimmermann, findet man in meinem unten angegebenen Aufsatz über Questenberg.

Würde man die Burgverließe anderer mittelalterlichen Burgen untersuchen, so würde man wohl ähnlich eingerichtete Figuren und Schriftzüge finden. D. Piper, Burgenkunde, 1895, 1. Aufl., gibt leider über solche Funde keine Auskunft. Ein Beispiel dafür, daß auch Gefängnisse anderer Orte, u. z. sogar in nächster Nähe von Questenberg, solche Hinterlassenschaft von Gefangenen aufzuweisen haben, ist Dittichenrode, $\frac{1}{2}$ Std. von Questenberg entfernt. D. war bis 1576 (1588) anhaltisches Lehn und daher ein gesondertes Gerichtsdorf mit eigener Gerichtsbarkeit, bis das Gericht 1576 (1588) nach Rosla verlegt wurde. Auf dem ehemaligen Gute zu D. mit der anhaltischen Gerichtsherrschaft, jetzt zum Kammergute zu Rosla gehörig und zur Domäne Bremungen gelegt, befinden sich noch heute zwei oberirdische Gefängnisträume mit vergitterten Fenstern. Noch 1879 waren in den Mauern derselben „viele von den Gefangenen eingekitzelte Figuren, Namenszüge und Inschriften zu sehen“ (Dietrich, Merkwürdigkeiten d. gold. Aue, 1879, S. 51). Leider sind die Mauern des Gefängnisses seit etwa 15 Jahren mit Kalk beworfen. Bei einer von den Herren A. Spengler, Dr. Alb. Schmidt-Sangerhausen, G. Günther-Rosla und mir im Juli 1927 vorgenommenen Besichtigung war von den Einrichtungen nichts mehr zu sehen. Ich zweifle aber keinen Augenblick an der Wahrheit der Dietrichschen Mitteilung von 1879.

Der am 3. Pfingsttage stattfindende und mit der Questenseiern verbundene Gottesdienst ist von keinerlei Bedeutung für den Mythos, indem etwa die Kirche des Mittelalters bei Einführung des Christentums das Volksfest in ihren Dienst gezogen und damit erlaubt habe. Die 3. Feiertage der drei christlichen Hauptfeste sind eine Einrichtung der mittelalterlichen und der späteren evangelischen Kirche. Erst 1826 schaffte man in hiesiger Gegen den 3. Feiertag als kirchlichen Festtag, ebenso wie die Feier der Aposteltage ab. Daher kam es auch, daß um 1842 in Questenberg zur Questenseiern kein Gottesdienst mehr gehalten wurde, der erst in neuester Zeit wieder eingeführt worden ist.

Im übrigen verweise ich auf meinen Aufsatz „Die Wahrheit über Questenberg, Questenfest und Questenburg“ in der Sangerh. Zeitung 1925, No. 38—44 und den Schluß in den Heimatslängen vom März 1925.

Von rührender Heimatliebe besetzte, finnige Questenberger Vorfahren haben dafür Sorge getragen, daß liebliche Dörfchen im Zeichen der Queste der Mit- und Nachwelt zu zeigen: Die „Questenberger Mühen“, das „Questenbier“. Vor allem aber im Gemeindesiegel, das den Baumstamm mit Laubbüschel (Besen) darauf, Kranz, die Quasten an dem Querholze zeigt. Das Siegel der Einwehr-Finnung im Amt Questenberg von 1725 (gebraucht 1725, wohl aber etwas älter) stellt die Queste in heutiger Gestalt (Questenstamm mit strahlenförmigem Büschel

darauf, Kranz, zwei Quasten mit drei auf Stamm und Kreuzesholz aufgelegten Weberschiffen dar. Dieses Siegel gibt uns zugleich die älteste Nachricht von der Queste (1725). (Siehe Abbildung Fig. 3.) Die Stickerei



der Altardecke in der Kirche zeigt die Queste. Die sinnige Inschrift am Pfarrhause seit etwa 1890 lautet: „Questenkranz welket; Die Burg sank in Trümmer. Gottes Erbarmen währet heute und immer!“

Germanisch-christlicher Dämonen- und Aberglaube.

Literatur: Ad. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 1860, 3. Aufl. von E. H. Meyer, 1900. W. Schwarz, Der heutige Volksglaube und das Heidentum, 1849. W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, 2 Bände, 1875—1877. Der Bauberglaube in der Harz- und Brockenregion im 16. Jahrhundert. Harzzeitschr. 3, S. 786—804; Hexenglaube und Hexenprozesse, das., S. 804—898. Siehe den späteren Abschnitt Hexenprozesse. Samter, Deutsche Kultur- und Volkskunde, 1920. Prof. Fehrle, Zauber und Sagen, Jena bei E. Diederichs, 1927. Prof. Dr. A. Helm, Die Entwicklung der germ. Religion. Nollau, Germ. Wiedererstehung, 1926, Heidelberg bei A. Winter, S. 292—422. Ed. Stemplinger, Aberglaube. E. Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde, 1898.

Der Aberglaube ist so alt wie die Menschheit und älter als die Götter, die das Volk erst aus dem Aberglauben und aus dem Totenkult heraus gestaltet hat. Bei den Germanen trug auch der oberste Gott Wodan, auch Kriegsgott, noch die Züge des ursprünglichen Sturmdämons und Totengottes an sich, der einst gar nur ein Sturm- und Totenroß gewesen sein mag, woraus das Volk die Gottheit gestaltet hat. Noch jetzt reitet nach alemannischem und schwäbischem Volksglauben das Wuetisher durch die Nacht. Der Name (ahd. Wuotan, angelsächs. Wodan, altnordisch Odin, altgermanisch Wodanaz) bezeichnet den Gott wohl als Führer des „wilden Heeres“, der „rasenden Schar“, des „wilden Jägers“, der auch in hiesiger Gegend eine Rolle im Volksglauben spielt, des Wod, Wut.

Jedes Volk hat seinen Aberglauben. Nicht ganz zutreffend ist es aber, die auf Dämonen hindeutenden Stoffe des Volksglaubens, der Volksdichtung, der Volksage des Mittelalters und der Neuzeit hinsichtlich der Entstehung in die letzte Epoche der heidnischen Zeit zu setzen, aus der sie sich zu uns herübergetragen haben sollen. Vieles ist jünger, manches darunter ist fremdländisch.

Die Vorstellung von dämonischen Wesen in Tiergestalt wird für die spät-heidnische Zeit der Westgermanen als ein ererbter Bestand gelten können. Der Schlangenkult wird bei den Langobarden im 7. Jahrh. n. Chr. erwähnt. Spätestens in dieser Zeit ist die Drachenvorstellung aufgekommen. Die Drachen (Lindwurm) sind Zwitterwesen, in denen sich Merkmale von Schlange, Eidechse und Vogel vereinigen. Sie hausen in Wolken und Berghöhlen der Hochgebirge, nicht im Mittelgebirge (Schillers Kampf mit dem Drachen). Der Drache ist den Menschen feindlich; sein giftiger Atem ist tödlich. Lat. *draco*, ahd. *trahho*, mhd. *trache*, ist das vor dem 8. Jahrh. eingebürgerte Wort für das Fabeltier. Die männliche Ente nennt man im Westnordthüringischen (westlichen Teil des Kreises Sangerhausen und Grafschaft Hohnstein, d. i. der heutige Landkreis Nordhausen) Drache, im Ostnordthüringischen (östlichen Teil des Kreises) Erpel. Der Ritter Georg tötet den Drachen; Siegfried badet sich in Drachenblut, um sich unverzehlich zu machen. Flurnamen der Umgegend: Drachen, jetzt Heldort bei Hahn bei Stolberg, wo man im 15. Jahrh. auf dem Bergwerk „zum Drachen“ Bergbau auf Silber trieb. Drachenschlucht bei Hainrode unter der Webelzburg an der Hainleite; Drachenstall daselbst, eine Schlucht. Drachenlinde bei Maisitz bei Gehofen, 1916 mutwillig niedergebrannt worden. Im Hexenglauben heißt der Teufel Drache, der mit seinem feurigen Schwanz durch die Esse der Häuser fliegt. Die mit ihm buhrenden Weiber des Hexenwahns hießen im 16. und 17. Jahrh. Drachenweiber, Drachenhuren. Ein ganz kleines Hühnerei ohne Dotter heißt in Nordthüringen und im Nordharz ein Drachenei; man hält es für ein Unglücksei und wirft es rücklings über ein niedriges Dach, damit es pläzt. Ein Untier oder Monstrum nennt man einen Kunter (vgl. aber Grimms Wörterb. V, 2744); daher die Redensart kunterbunt. Riestedt hatte im Anfang des 18. Jahrh. einen Kunter- oder Kunterhof, das war ein freier Hof mit zusammengekauftem Lande. Oberheldrungen hatte ein Kunterholz, das aber wohl den Namen von der Komturei (Kunterei) Grießstedt hatte.

Eber und Sau sind in der Volksvorstellung festgehalten worden als Wind- und Sturmtiere. Das dämonische Pferd erscheint als wahr-sagendes Tier: Gang und Wiehern werden bei den Sachsen gedeutet; Pferdelöpfe, aus Holz geschnitten, hat man in Niedersachsen auf den Hausgiebeln, in Sangerhausen auf einem Stallgebäude in einem Garten; der auf eine Stange gesteckte Pferdeschädel im Norden Deutschlands wehrt Gefahr ab. Der Storch gilt als Glücksträger, nicht nur als Kinderträger; daher das Storchnest auf dem Hause sorgfältig gehütet wird. Sein Verlassen des Hauses bedeutet Unglück.

Auch von den nicht-tierischen Dämonen sind viele erst mittelalterliche Neuschöpfungen, wenn auch nach altem Muster. Es gibt ganze

Gruppen und Gattungen von Dämonen: Luft- und Winddämonen, Flur- und Waldgeister, Wasser-, Erd- und Bergdämonen, Dämonen von Haus und Hof (Hausgeister). In allen Gruppen finden sich dem Menschen freundliche und feindliche; es gibt zwarhaft kleine und riesengroße. Für die ungeheure Menge dieser kleinen Geschöpfe, durch die die Natur belebt wird, hat man seit alter Zeit die Bezeichnung **Wicht**, Wichtel (ahd. *wiht*, *wihtelin*); für die Wesen von übermenschlicher Größe hat man den Namen **Riese** (ahd. *rissi*). Eine ganze Reihe von Dämonenvorstellungen wird unter dem Namen **Elben** zusammengefaßt (ahd. *alp*, Mehrzahl *elbe*). Die alte Form des Wortes ist im Altdrücken geblieben. 1608 bekannte die der Hexerei angklagte Rietmüller zu Pölsfeld, daß sie dem Junker Christoph v. Morungen zu Obersdorf, der sein ganzes Leben hindurch fränklich gewesen, gest. 1605, mit der Elbensegnerei, „weil sie ihn die Elben in den Kopf gesetzt, vom Leben zum Tode geholzen“. Mitten unter den Menschen leben elbische Wesen als **Hausgeister**, die man **Kobold** nennt (Kob = walt, d. h. Hausverwalter). Bergl. Abschn. Sagen unter Lengefeld, Schmalzerode, Sangerhausen, Voigtstedt. Der Kobold ist männlich, alt oder greisenhaft, von Daumenlänge, ein fleißiger Helfer im Haushalt, der aber auch unschädlichen Schabernack übt (Die Heinzelmännchen zu Köln von Kopisch), dem Hause Geld bringt, wenn man nicht allzu viel von ihm verlangt. Der Glaube an Kobolde hat sich aus dem Ahnenkult der Vorfahren entwickelt. Starb der Altvater einer Familie oder Sippe, dann ging seine Seele weiter im Hause um. Ein rohes Bildnis in der heiligen Ecke der Wohnung hielt die Erinnerung an den Alten wach; hier beteten die Nachkommen zu ihrem **Hausgeiste**. Unter dem Einflusse des Christentums, das die Bedeutung der alten Götter verzerrte und sie der Lächerlichkeit und Verachtung preisgegeben wurden, ging auch eine Wandlung mit den Kobolden vor sich. Sie brachten zwar dem Hause noch manchen Vorteil, aber der Besitzer eines solchen Hauses war anrüchig. Sie brachten Geld ins Haus; doch durfte man nicht zu viel von ihnen verlangen, sonst wanderten sie aus. Fluchen und Poltern konnten sie nicht vertragen. Die **Mönche** des Überglaubens (Mönchsgänge) gleichen in ihrem Wesen den Kobolden, nur kommen sie in alten Burg- und Klosterruinen, in Burgen und Schlössern und auf großen Edelsitzen vor. Ueber die Mönchsgänge vergl. Abschn. Sagen unter Brücken a. d. Helme. Zu den Kobolden gehören auch die **Alb** oder **Mahre**, **Werwolf** (ahd. *wér*, lat. *vir* Mann), d. s. Menschen, die sich, indem sie sich einen Wolfsgürtel umschnallen, in Wölfe verwandeln können; auch die **Kornmühme** oder **Kornstucker**, in Leimbach und in der Altmühl **Pilmschritter**, mit dem die Kinder gewarnt werden, daß sie nicht in das Getreide zu Schaden gehen oder Erbschoten nehmen; **Frlüchter** oder **Frrwische**, d. s. ungetaufte Kinder, die keine Ruhe im Grabe finden, im Harz Dickepoten, in der Grafschaft Hohnstein Dickepaten genannt. In Wald und Flur, an Gewässern, in Bergen und an Bergabhängen hausen als elbische Geister die **Elfen**. Sie sind ebenfalls zwiespältiger Natur und trügerisch; sie singen bestechende Lieder und spielen verführerische Klänge auf ihren Instrumenten. In Mondnächten kann man sie sehen, wie sie ihre Tänze aufführen. Sie sind

von anmutiger Schönheit (Erlkönig von Goethe). Das Volk nennt den Schmetterling „Buttervogel“, weil er als ein verlappter Elfe oder eine Hexe Milch und Butter stiehlt. Die elbischen Bewohner des Wassers sind auch im Wendischen der *Nix* und die *Nixen* (ahd. nichus, sein weibliches Gegenstück die nichesa). Der *Nix* (Wassermann) ist meist ein häßlicher Mann, klein, ungestalt, sein Charakter tückisch, den Menschen hassen. Die *Nixen* (Wasserjungfer) sind freundliche Wesen, haben rein menschliche Gestalt, sind schön und jung, lieben Musik und Tanz, sind also den Elfen nahe verwandt. Sie sehnen sich nach den Menschen und nach menschlicher Liebe. Sie kommen zu den Tänzen der Menschen, um sich mit ihnen zu verbinden, gegen den Willen des *Nix* (auch *Neck*, *Nöck*), der sie dann straft oder tötet. Ueber den *Helmenix* vergl. Abschn. Sagen unter Oberröblingen, Roßla, Bennungen, Rottleberode; über den *Unstrutnix* siehe unter Artern. „Die schönen Waldfrauen“ gleichen den Elfen, suchen den Menschen auf, treten als Beschützerin von Menschen und Tieren auf als heilkundig und weissagend. Nach ihnen fragt schon eine Fußfrage Burchards von Worms im 10. Jahrh. Daneben steht seit alters her „die wilde Frau“, die uns erst seit dem 11. Jahrh. in Schilderungen begegnet; ein rauh behaartes Weib von schreckhaftem Aussehen, einsam im Walde hausend, ebenfalls die Liebe des Menschen begehrend. Ihr Gegenstück ist der „wilde Mann“. In ihm vereinigen sich zwei Gestalten: das Bild des grünen Waldes, die unwirtliche, voll Gefahren steckende Waldnatur. Letztere Gestalt ist wohl die ältere.

Im Gegensatz zu den Elfen stehen die *Zwerge* oder *Dickköpfe* (ahd. *gitwerc*). Von ihnen erzählen viele deutsche und englische Sagen. Vergl. Abschn. Sagen: Zwergenlöcher bei Hermannsacker. Sie wohnen in Bergen und unter der Erde, wo sie auch Erdwichte, Bergmännlein heißen. Sie lieben das Dunkel und scheuen das Licht, durch das sie zu Stein werden. Daher trugen sie graue Kleider und die Tarnkappe, die sie dem Licht entzog und unsichtbar machte. Sie sind bald daumenlang, bald eine Elle hoch, nicht schön, wie die Elfen, vielmehr alt, runzelig, mit langem, weißem Bart, oft mit über großem Kopf und mit einem Buckel. Meist sind sie dem Menschen nicht feindlich gesinnt. Sie bergen in ihren Höhlen unermessliche Reichtümer an Gold und Edelsteinen. Sie leben in Völkern zusammen; an ihrer Spitze steht der Zwergenkönig.

Das Gegenstück der Zwergen sind die *Riesen*, bei uns gewöhnlich *Hünen* genannt. Wälsisch heißt *hyn* alt; daher die vielen Hünensteine, Hünengräber. Ob die vielen Hühnerberge damit zusammenhängen, ist fraglich. Die Beschreibung der Riesen kennen wir erst aus den Sagen jüngerer Zeit. Gewaltig, ungeschlacht sind ihre Leiber, ihre Kraft, ihre Waffen entsprechend groß und schwer; typisch ist die lange Stange. Sie sind den Menschen fast durchweg feindlich gesinnt. Ein allbekannter Dämon war der Riese *Pumphut* bei den Wenden, auch *Pumpam*, *Bimbam* genannt. Vergl. Dr. Beckenstedt, *Pumphut*, ein Kulturdämon der Deutschen, Wenden, Litauer und Samaiten, Leipzig 1885. Das Kinderlied (Auszählreim) in der Grafschaft Hohnstein: „Es war einmal ein Mann, der hieß *Pimpam*; *Pimpam* hieß er usw.“ weist auf ihn hin. Er heißt bei uns

Pimpam, anderwärts Pumpas, Pampot, Pumput, Pumphut (so in der Grafschaft Hohnstein). Er war besonders der Müllerdämon, ein überaus starker Mann. So stieckte er durch den Mühlstein einen eisernen Stab und trug ihn in die Feise. Ein andermal wurde die zu kurz geratene Mühlwelle von ihm länger gezogen. Er schleuderte eine Art über einen Kirchturm. Die Sagen vom Pumphut spielen in Sachsen eine große Rolle; merkwürdigerweise kennt man ihn bei uns, dem ehemaligen sächsischen Landesteile, nicht. In der Grafschaft Hohnstein nennt man einen unbeforschten, schüchternen Menschen einen Pumphut, auch Dummhut; auch gebraucht man diesen Namen als Schimpfwort, nach anderer Ansicht als Bezeichnung für einen Weichling, der sich durch das Tragen von allzu warmen Kleidungsstücken „verpimpelt“ hat und sich lächerlich macht (Aus d. Heimat 1895, No. 30, 1887, No. 37, 1890, No. 25, 27, wo Sagen vom Pumphut stehen. A. Kuhn, Gebräuche und Märchen aus Westfalen). Im Kreise Sangerhausen kennt man die wendische Pumphut-Sage nicht. Ein gefürchteter Fielddämon bei den Wenden war der Bilm schn i t t e r. In Orten mit wendischem Einschlag in der goldenen Aue kennt man diesen Namen noch. Zwischen Gommern und Bechau kommt der Flurname Bilm vor, also wendisch. In Leimbach bei Bielen nannten um 1888 noch die Kinder beim Spiel die Teilnehmer mit besondern Namen, so den einen den Bilm schnitter, in Sülzhain und Branderode Binsen- oder Bilsenschnitter (A. Meyer, Der Helmegau, 1888, S. 83). In der Altmark nennt man die, die das Vieh bezaubern, Bilsweze, Bilsweisen (Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, 1843, S. 375). Beide Namen haben aber sprachlich nichts miteinander zu tun.

Die Dämonenvorstellung lebte im Volke zäh weiter; das bezeugt der *Hexenglaube*. Die Hexe, ahd. hagazussa, ist ursprünglich ein dem Menschen feindlicher Walddämon. Noch im Mittelalter ist ihr Verbannungs-ort der Wald. Zuletzt waren die Hexen lediglich boschafte Dämonen *w e i b l i c h e n* Geschlechts. Die Kirche bekämpfte zuletzt die Hexerei als einen Teufelsdienst und Teufelsbuhlschaft.

Wahrsagung, das *Lo s o n* und der *Zauber* nehmen im Leben unserer Germanen einen breiten Raum ein. Ihre Beobachtung wurde von der christlichen Kirche immer wieder untersagt. Im *Indiculus* werden verboten die Beobachtung der Bögel, Pferde, des Kinderkotes und des Riesens, das Weissagen aus dem Gehörn der Tiere, die Beobachtung des Herdfeuers. Gregor v. Tours um 560 stand ganz unter dem Banne solchen Überglaubens. Unter den Zaubermitteln in dieser Zeit spielt die *Be- spr e ch u n g* (*incantatio*) eine ganz hervorragende Rolle. Die Ansicht, die Zaubersprüche der Westgermanen seien christlichen Ursprungs und ins Heidnische zurückübersetzt, ist wohl irrig. Es gibt zwei Formen der Be- sprechung, des Segnens: Zauberformel ohne weitere Einleitung; die Mehrzahl der Sprüche hat einen Bericht als Parallel zu der erhofften Zaubereiwirkung. Auf diesem Parallelismus beruht die Wirkung des Zaubers. Ist er gestört, so liegt eine jüngere Entstellung bei einem solchen Zauberspruch vor. Dabei waren auch noch andere Handlungen nötig, z. B. mit einem Zwirnsfaden. Im ältesten Schrifttum besitzen wir zwei Beispiele

für diese Form; es sind die bekannten beiden *Merseburger Zaubersprüche*. Sie sind 1841 durch Dr. G. Waiz entdeckt worden, nachdem sie 200 Jahre lang unbeachtet gewesen waren; herausgegeben von J. Grimm, jetzt Müllenhoff-Scherer, No. 4. Im 9. oder 10. Jahrh. hatte sie ein fränkischer Mönch auf den Deckel eines Meßbuches geschrieben, wodurch sie uns erhalten geblieben sind. Den zweiten Spruch haben wir Abschn. Germ. Götter gebracht; der Vollständigkeit halber soll hier der erste folgen:

Eiris sazun idisi, sazun hera duoder,
suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clubodun umbi cuoniouidi,
insprinc haptbandun, invar vigandun.

(Einst saßen Idisen, saßen hierherum, dortherum,
Einige knüpfsten Fesseln, einige hemmten das Heer,
Einige lockerten die Fesseln.
Entspringe den Banden, entfahre den Feinden.)

Die Merseburger Zaubersprüche sind auch insofern interessant, als sie auf die Melodie: *Gaudeamus igitur* gesungen werden können. *Gaudeamus igitur* ist im Mittelalter aus der Umdichtung und Verschmelzung zweier lat. Bußgesänge auf der Pariser Hochschule entstanden und von da nach Deutschland gelommen. Es ist also eine altfränkische Weise vom mittelalterlichen Kirchengesang übernommen worden und hat sich dann durch das Studentenlied bis auf unsere Tage hindurch gerettet. Man will darin, daß die Zaubersprüche auf eine Melodie zu singen sind, auf den musikalischen Sinn der Germanen schließen.

Man trieb nicht nur Heilzauber, sondern auch Vorbeugungszauber und trug Amulette. Im *Wetterzauber* werden Hexen und Dämonen, die Hagel und Sturm verursachen, vertrieben. Ein besonders wichtiges Zaubermittel war das *Notfeuer*; siehe weiter unten.

Die Germanen hielten die Krankheiten, deren Ursache nicht klar zutage lag, für die Strafe erzürnter Gottheiten, erzeugt durch ausgesandte Unholde, auf die noch heute die Namen *Alb* (Alp), *Troll*, spätmhd. *trolle* (in Goethes *Hermann und Dorothea* Trulle, ein unordentliches Weibsbild), *Trutti*, *Buž* (boze slav. heilig) u. a. deuten. Das *Trollholz* nordöstlich von Rößla. *Buž*, mhd. *buž*, *Polter*, *Klopfsgeist*, *Schreckgestalt* für kleine Kinder: Der *Bohemann* kommt! Eine angepukte, mit Hut, Flederwisch usw. versehene Figur wird bei uns als Schreckmittel für die Sperlinge in die reife Gerste gesetzt, auch „*Schotenhüter*“ genannt; wird auch als Schimpfname gebraucht; *Schotentößel*, *Feldschüchter*, *Bogelscheuche* (Kinderling, Gesch. d. niederd. Sprache, S. 319); Redensart: *anpoozen*, *anpuzen*. Ein kleines, niedliches Kind nennt man einen *Buuz*, mhd. *boze* klein, keltisch *busenn* = kleines Wasser. Der *Bohemannsgraben* bei Grillenberg, 1723 ein 50 Acker haltendes Holz des Rittergutes zu Obersdorf, 1841 *Bohemannsgraben*. Im Mansfeldischen warnte man die Kinder am Gewässer vor dem *Bozemann* (angepukte Person).

Der Übergläubische war noch im 18. Jahrh. so stark, daß es kein Schloß, keine Burg- oder Klostergruppe, keine Mühle, überhaupt kein merkwürdiges,

auffallendes Gebäude gab, in dem nicht die weiße Frau, die Schlüsseljungfrau, das graue Männchen, ein Mönch oder eine Nonne, ein böser Vorfahr oder irgend ein Ungetüm (Tratschbarbe in Sangerhausen und auf dem Schlosse Beyernaumburg) gespult und rumort hätte oder an einer Stelle sich Flämmchen (Zeichen eines verborgenen Schatzes), ein Reiter ohne Kopf, ein Leichenzug, schwarzer Hund mit glühendroter Zunge usw. gezeigt hätten. Sagen über Herzen siehe Abschn. Sagen, auch Abschn. Herenglaube. Thür. Hexensagen bei P. Quensel, Thür. Sagen, S. 265—272. Ueber das Kristallsehen und über zauberische Geheimbücher siehe weiter unten. Ueber solche in Thüringen am Ende des 16. Jahrh. bei Quensel S. 278.

Wie die alten, tief ins Geistesleben des Volkes eingewurzelten Vorstellungen und Ueberlieferungen bisher nicht ganz verdrängt worden sind, so übt auch der Aberglaube seine Herrschaft über die Gemüter noch heute aus. Ganz unbeachtet bleiben abergläubische Gebräuche wohl von niemand. Am meisten davon beherrscht wird das Landvolk im Leben des einzelnen und im Wirtschaftsleben der Gemeinschaft. Bußen und Sympathieketten werden oft von Gebildeten nicht zurückgewiesen; ja man glaubt, gegen manche Krankheiten könnte nur die Buße helfen (Gesichtsrose); der Glaube macht selig. Es wäre aber töricht, den Aberglauben des Volkes von jeglicher Forschung auszuschließen. Für die wahre Volkskunde ist er höchst wertvoll zur Beurteilung des Volkgemüts. Hinter dem Aberglauben steht uralter Mythos; darin liegt seine Bedeutung für die Erkenntnis des germanischen Götterkults. In unserem heutigen Volksleben haben sich Niederschläge aus allen Jahrhunderten erhalten und übereinander gelagert: aus der mittelalterlichen Kirche, aus der Reformationszeit, aus der Zeit der Lehrstreitigkeiten, aus dem Pietismus, aus der Zeit der Aufklärung. Doch wird die breite Grundlage für einen großen Teil unserer Vorstellungen durch den Seelen-, Dämonen- und Aberg- und Zauber-glauben gebildet, der durchaus nicht immer in die Urzeit zurückreicht; vieles ist jung; aber die erzeugenden Kräfte sind noch dieselben, aus denen einst die heidnische Religion der Germanen erwachsen ist. Im frühen Mittelalter kamen die Heiligen auf. Anfangs waren die Märtyrer und Bekenner gering an Zahl; im 4. Jahrh. können wir sie noch leicht übersehen; dann tauschte und dublierte man sie; in wenig Jahrhunderten war es eine unübersehbare Menge. Mit den heiligen 14 Nothelfern gegen Feuer, Sachschaden, Hunger, Pest und andere schwere Not berührte man den Interessenkreis des kleinen Besitzes, mit der Gruppe der wehrhaften Engel und Ritter St. Michael, St. Georg, dem Drachentöter, und St. Martin mit dem Mantel die Märchen- und Legendenwelt der Ritter und Herren.

Den am Ende des 16. Jahrh. herrschenden Aberglauben in hiesiger Gegend lernen wir aus den Kirchenvisitationen kennen. In der Mansfelder Visitationenordnung von 1554 wird über die Zauberei und den Teufelssegen mit der Milch, über das Wahrsagen und Laufen zum klugen Mann oder klugen Frau geflagt. Das Segnen sei so eingerissen, daß jeder Bauer und jede Bäuerin ihr Bieh und ihre Kinder morgens und abends

segne. 1577 berichtet der Pastor zu Emseloh: „Es sei eine Weibsperson, die Karpin genannt, öffentlich berüchtigt, daß sie eine Zauberin und Drachenhalterin, wie sie auch im vergangenen Sommer derenthalben eingezogen, aber wieder los worden. Man sehe den Drachen oft im Dorfe fliegen.“ In Nienstedt war eine Frau der Milchzauberi verdächtig; in Großosthausen sollen Leute sein, die überhaupt der Zauberi berüchtigt sind. In den Geruch der Zauberei kamen in der Regel Frauen, die sich aufs Quadsalbera gelegt hatten. 1577 heißt es: Peter Molensen Weib zu Sangerhausen ist vor fünf Jahren mit Zauberei und Schatzheben berüchtigt gewesen, weshalb auch im Amt S. gegen sie inquiriert worden ist. „Wird sonst für eine Doctorin gehalten und bisweilen von Edeln und Unedeln gebraucht.“ Sie entgegnete dem Superintendenten: „Ob sie denn forthin Graf Karls Gemahl v. Mansfeld, die Mangel an den Augen hatte, u. a. Personen vom Adel mit Kräutern u. a. guter Arznei nicht dienen sollte.“ Sie ginge mit keinen unchristlichen, verbotenen Segen oder Zauberei um. Graf Karl v. M. schreibt deshalb einen unangenehmen Brief an den Superintendenten. 1579 heißt es von ihr: Peter Molensen Weib, die vermeinte Doctorin und vor dieser Zeit überwiesene Schatzgräberin und Zauberin wird je länger und mehr von gräßlichen und adligen Personen abgeholt und gebraucht. Eine andere Doktorin in dieser Zeit war des Zimmermanns Hans Richters Weib. Sie entgegnet: Sie wisse von dem Segen, Zauberei u. dergl. gar nichts, habe ihund 10 Kinder zu heilen an bösen Häuptern; dazu gebrauche sie eine Salbe; wolle aber forthin keinen Trank eingeben, auch niemand einen Schenkel heilen, es sei denn mit Kräuterbad. Mancher Aberglaube herrschte bei Geburt und Taufe der Kinder. Als 1776 zu Edersleben ein geborenes Kind eine doppelte Hasenscharte hatte, wurde es auf Unratener alter Weiber Montag, den 14. Dezember, abends um 5 Uhr im Hause getauft. 1669 gibt der Pastor Stockmann zu Beyernaumburg die Geburt seiner Tochter am 15. 6. an „als unter dem Zeichen der Zwillinge“. Am 19. 3. 1746 wurde zu Emseloh ein Kind „den 5. Tag vor dem neuen Mond“ geboren. Dergl. Kinder sollten nicht lange leben. In Wallhausen fand man 1719 ein neugeborenes Kind mit einem Zettel: „Es ist noch nicht getauft; die Zunge ist auch noch nicht gelöst.“ Reicher Kindersegen: 1668 bekam das Weib des Schweinschneiders Krebs zum 4. Mal Zwillinge, u. z. dreimal einen Sohn und eine Tochter, das 4. Mal zwei Töchter, dazwischen ein einzelnes Kind. Noch nach Einführung der Reformation 1539 trieb man aus katholischer Zeit her Unzug mit der Hostie beim Abendmahl; 1557/1571 wurde daher das „Aufheben“ (Aufbewahren zu abergläubischen Zwecken) der Hostie und des Kelches verboten. Noch 1580 flagte man in den sächsischen Generalartikeln, daß die Küster das übriggebliebene Taufwasser verkaufen, wie auch die Hostien, was „von der papistischen Zauberei geblieben war“. Dabin gehörte auch das Tragen des getauften Kindes in die Schenkhäuser durch die Paten gleich nach der Taufe, was 1580 verboten wurde. Noch 1673 scheint dieser Aberglaube geherrscht zu haben; denn die Kirche richtete ihr Augenmerk damals auf den Aberglauben mit dem Taufwasser, Wachskeulen usw. Das abergläubische Wetterläuten, das 1539 verboten war, war noch 1580 im Gebrauch. Die Glocken

sollten „die Kraft haben, den Hagel und schädliche Wetter abzuwenden“. An das Austreiben des Teufels aus dem Täufling bei der Taufe glaubte man bis ans Ende des 18. Jahrh. Erst 1798 legte man den Exorcismus in Sangerhausen beiseite; der Gebrauch des Salzes bei der Taufe war schon 1610 in S. abgeschafft worden. 1789 beschuldigte die Frau Pastor zu Edersleben die Frau eines Einwohners als Hexe, und ihre Tochter lerne es von ihr. Der Pastor gab dieser Tochter schuld, sie hätte mit ihrem Vater 1777 ihr Kind umgebracht; er wisse auch den Ort, wohin sie es begraben hätte; man habe daselbst Knöchelchen gefunden; sie sei eine Hexe. Die Familie verklagte darauf den Pastor. Vor den Superintendenten geladen, erklärte der Pastor, es sei Lied und Narrheit, daß es Hexen geben sollte. Die Frau habe den Anlaß gegeben, daß die Leute der Klägerin nachfragten, sie sei eine Hexe. Sie habe bei einem Begräbnis auf das Grab gehaucht. Später wurde die angeschuldigte Kindesmörderin, der man aber nichts nachweisen konnte, krank; sie schien etwas auf dem Herzen zu haben, sagte es aber nicht. Ihre Mutter wollte sie mit gewissen, ans Bett gemalten Kreuzen und Strichen kurieren; aber sie starb. Das Konsistorium, wohin die Sache gelangt war, wies die Frau mit ihrer Klage gegen den Pastor ab. Noch heute hört man in Nordthüringen die Redensart: „He hät sich gekrixt un gesägert“ als Ausdruck der Verwunderung. Ueber Abergläuben vergl. auch den späteren Abschn. Hexenglauben.

Die sieben Wochentage. Die Einteilung der Zeit in Wochen zu je sieben Tagen findet sich schon im grauen Altertum bei fast allen orientalischen Völkern. Bei den Peruanern fand man sie in der Zeit der Entdeckung Amerikas. In Deutschland wurde die siebentägige römische Woche vom Ausgang des 3. Jahrhunderts ab eingeführt; die Tagnamen kamen in Deutschland spätestens im 4. Jahrhundert auf, nicht, wie Grimm meint, erst im 5. Jahrhundert. Die Wahl der Woche als Zeitmaß ist auf die Verehrung der Gestirne, besonders der Sonne und des Mondes, durch die alten Völker zurückzuführen. Schon früh wußte man, daß der Mond während eines Umlaufes seine Lichtgestalt einmal, je nach Ablauf von sieben Tagen, wechselt. Nachweisen läßt sich die siebentägige Woche erst bei den Israeliten um 1500 v. Chr. (2. Mose 20, 9 und 10). Wahrscheinlich haben die Jünder, wie später auch die Juden und Aegypter, die Woche mit dem Sonnabend angefangen. Bei den nordischen Völkern wurden vier Tage der Woche nach ihren Gottheiten benannt. Im heidnisch-christlichen Abergläuben hatte jeder Tag seine Bedeutung für den Menschen. Der Sonntag, der Ruhe- und heilige Tag, kommt bei kirchlichen Handlungen in Betracht und gilt allgemein als glückbringend. Sonntagskinder sind Glückskinder; alles, was sie unternehmen, schlägt zu ihrem Glück aus. Es soll ihnen die Gabe inne wohnen, manches zu sehen (Gespenster), was andere nicht sehen. Der Montag gilt als ein Unglückstag; das Begonnene wird nicht alt, wie der Mond, von dem er den Namen hat. Der dritte, dem Mars geweihte Wochentag, der Dienstag, hat seinen Namen von dem nordischen Kriegsgott, dem Tiw, Ziu, erhalten. Am Dienstag traten die Dienstboten den neuen Dienst an; er wurde früher meist zu Trauungen benutzt (Hochzeit zu Anna). In Sangerhausen wurden die Hochzeiten nach

1539 auf einem Donnerstag gehalten, später aber auch am Sonnabend, erst seit 1672 am Dienstag oder Sonnabend. Der vierte, der Merkurstag, wurde nach Wodan Wuontanestag benannt; doch bürgerte sich in Deutschland der Name Mittwoch ein. Er ist kein rechter Tag, sondern ein Übergang zu dem unheilvollen Donnerstag. An den Mittwoch knüpft sich daher kein Abergläube an. Der fünfte, der Jupitertag, wurde nach dem nordischen Gott Thor (Donar) benannt. An diesem Tage darf man keine Hochzeit feiern, die Kinder nicht zum erstenmal zur Schule schicken, überhaupt nichts Wichtiges vornehmen, nicht einmal Teller und Löffel reinigen. Die hervorragendste Stelle im Volksaberglauben nimmt der Freitag ein: Er ist der verhängnisvollste Schicksalstag; doch ist man auch anderer Meinung. In der heidnischen Ueberlieferung galt er als der Benustag als der glücklichste Tag, an dem alles unternommen werden konnte, namentlich sympathische Rituale. Als Tag der holden Liebesgöttin Freya, deren Namen er trägt, eignet er sich zur Feier von Hochzeiten. Die ganze Woche ist wunderlich, der Freitag absonderlich, sagt man im Nordharz. Auf dem Sonnabend lastet das Unheil der sterbenden Woche. An ihm darf keine neue Arbeit begonnen werden. Er wurde im Althochdeutschen nach dem jüdischen Sambaztag genannt, vom mittellat. Wort sambatum Sabbat; daher noch heute Samstag im Oberdeutschen, in Niederdeutschland (mittleres und nördliches Deutschland) Sonnabend, eigentlich Sunnundages abend. In den Monaten, deren Namen ein r enthalten, darf man die Betten nicht sonnen, sonst stirbt der, der darin schläft. Mai, Juni, Juli, August, die beste Sommerzeit, beachtete das Volk schon gesundheitlich; der Abergläube entstand.

Die Zahlen 3, 7, 12 sind heilige Zahlen. Die 7 kommt in der Bibel 754 mal vor. Die Zahl 13 ist eine Unglückszahl. Von 13 Personen am Tisch bei einer Gastlichkeit muß eine bald sterben, und zwar die Person, die dem Spiegel gegenüber sitzt. Erst zu Luthers Zeit hat an Stelle der 3 die 9 Einzug gefunden. Bei einigen germanischen Völkern mußte die Namensgebung eines Kindes nach 9 Nächten geschehen, wenn es erbberechtigt sein sollte. Die Zahl 9 spielt namentlich bei den nordischen Völkern eine große Rolle.

Tiere. In den 12 heiligen Nächten können die Haustiere nachts von 11—12 sprechen. Ein altes Weib darf das Vieh im Stalle nicht loben, sonst wird es behext. Wenn man bei Vollmond ein Schwein schlachtet, wiegt es immer einige Pfund schwerer als sonst. Wenn ein Hund lange heult (jault, jult), bricht bald ein Feuer aus. Maikäfer fangen keine Mäuse (anderwärts sind sie die besten). Wenn sich die Käuze putzt, so gibt es Besuch. Eine schwarze Käuze bringt Glück. Wenn man das Herz einer schwarzen Käuze in einen Ameisenhaufen steckt, so kann man hexen, wenn das Herz mit lautem Knall zerspringt (aus Günzerode). Kaufst man ein Pferd oder ein Kind, so muß man dieses Tier rückwärts in den neuen Stall ziehen, dann kann es nicht behext werden. Die Milch wird nicht verhext, wenn man zu Walpurgis die Kuh durch einen Kranz, den man auf den Stunzen legt, hindurch milst. Wenn man des Morgens Schweinen begegnet, so hat man den ganzen Tag Glück, bei Hunden und Käuzen Unglück. Wirft eine Schwalbe

ein Junges aus dem Nest, so stirbt jemand in dem Hause, an welchem das Nest ist. Wenn Schwalben in einen Stall bauen, so stirbt darin kein Vieh. Wenn ein Maulwurf im Hofe wühlt, so bedeutet das Unglück. Wenn die Totenuhr (Bohrläscher) tickt, so tritt ein Todesfall ein. Eine Stubenfliege im Winter bringt Glück. Das zu schlachtende Tier darf man nicht bedauern, sonst kann es nicht sterben. (Aus d. Heimat 1896, No. 10.) Der Kauz ist der Totenvogel. Ist jemand frank, und das Käuzchen läßt seinen Ruf „Komm mit“ hören, so stirbt der Kranke. Man nagelt Eulen und Käuze an das Scheunentor, um andere Dämonen abzuhalten, wie es schon bei den Römern Sitte war. Bei den Germanen galten Eule und Uhu immer für todverkündend; daher Uwo als ein den Feinden Schrecken erregender Eigename gebraucht wurde. Auch die Krähe galt für unheilig, ebenso der Kuckuck. Dagegen hielt man Adler und Raben für heilbringend, ebenso den Wolf, weil sie sich auf der Walsstatt sammelten und dem Heere Sieg verkündeten. Die Germanen achteten nicht allein auf die Richtung des Fluges der Vögel, sondern vielmehr noch auf das Erscheinen gewisser Vögel, ihren Angang, der bald Heil, bald Unheil verkündete.

Das Notfeuer. Das nodsyhr wurde schon in der alten christlichen Kirche verboten. „Not“ bedeutet hier „reiben“. Noch um 1850 zündete man bei Viehseuchen (Rotlauf der Schweine, Hornviehseuchen) in der Goldenen Aue ein „Notfeuer“ oder „wildes Feuer“ an. Das Feuer durfte nicht mit Stahl und Schwamm erzeugt werden, sondern man rieb Holzstücke an einander oder schlug ein Eisen mit dem Hammer, bis es heiß war. Alle Feuer im Dorfe mußten nach 2 Uhr morgens ausgelöscht werden, ebenso alle Lichter und Lampen. Ein Holzstoß wurde vor dem Dorfe mit dem erzeugten Feuer angezündet. Um den Holzstoß war die ganze Gemeinde versammelt. Mit Peitschen wurden nun die Schweine durch das Feuer getrieben, ebenso rückwärts, und so dreimal. Die Leute nahmen sich nun glühende Brände von diesem „heiligen Feuer“ mit nach Hause und zündeten daselbst wieder Feuer auf dem Herde an, so daß an diesem Morgen heiliges Feuer loderte. Früher wurden solche Feuer auch in Pestzeiten angezündet, noch 1849 bei der Cholera. Das Feuer hat reinigende Kraft, wie auch das Osterfeuer. Als zu Liebenrode (Grafschaft Hohnstein, Landkreis Nordhausen) 1814 eine Seuche unter den Schweinen herrschte, erzeugte ein Einwohner das sog. „wilde Feuer“ (Frd. Schmidt, Gesch. von Liebenrode, 1921, S. 63).

Im Dorfe Breitenhagen an der Elbe wandte man das Notfeuer beim Viehsterben 1699 an; ebenso im großen Viehsterben 1763/64, wobei auch in Oberröblingen von den 452 Kühen 336, in Kelbra 180, in der Goldenen Aue herdenweise, in Edersleben aber nur 12 Stück starben. Auch im Breitenhagen wandte man 1764 das durch künstliches Feuer (Reiben von Holz durch zwei leibliche Brüder) entzündete Notfeuer mit Erlaubnis des Amtes Rosenburg an. „Es hat aber nicht geholfen; die ganze Herde ist bis auf etwa 15 Stück gefallen.“ Beim großen Viehsterben in Oberröblingen 1680 laufte die Gemeinde für 18 Gr. „3 Flöten, so vors Viehsterben sind gemacht“. Schon die römischen Hirten trieben ihre Herde durch ein Feuer, um sie vor Seuchen zu bewahren. Der römische Schriftsteller Tibull (unter Augustus) berichtet von dem uralten römischen Hirtenfest der Palalien, an dem man

Schutz und Gedeihen des Viehs erbat; man schmückte die Ställe mit Zweigen und Kränzen und entzündete im Freien ein hochflammendes Feuer. Durch Sprünge über dieses heilige Feuer, durch das man auch die Herde trieb, wollte man sich und das Vieh von aller Verunreinigung und Schuld befreien. Die Bitte um Abwehr der Seuchen und um Segen im Stalle und auf der Flur sollte man nach ritueller Vorschrift viermal gegen Osten gewandt sprechen (Mannhardt, Wald- und Feldkulte, II, 309 ff.; G. Wissowa in Roschers mythol. Lex., Spalte 1279 ff.). Der Übergläubische blühte ganz besonders in den Pestjahren 1681—1683. Die Ritterbürger sollen ihren Ochsen an der Ochsenbrücke bei Artern lebendig begraben haben, weil ihnen gesagt worden, das schütze gegen die Pest. Das Notfeuer war auch in der Altmark gebräuchlich; vergl. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, 1843.

Pflanzen. Wenn junge Bäume fleißig tragen sollen, muß man sie kräftig schütteln, wenn die Glocken zur Brautkirche läuteten. Wenn die Bäume in der Christnacht vom Wind geschüttelt werden, so gibt es reichlich Obst in dem Jahre. Blikt es „in die Blüte“, so mißrat die Obstternte. Hülsenfrüchte muß man stillschweigend säen, sonst mißraten sie. Klee soll man schweigend und bei Ostwind säen. Der Haarslauch auf dem Dache schützt vor Blitzschlag. Wenn man stets eine Kastanie bei sich trägt, so bekommt man nie die Gicht. In jeder Apfelhälfte zeigen sich um das Kerngehäuse zehn Punkte; das sind die zehn Gebote. Feuer darf man nicht an menschliche Wohnungen pflanzen; er bringt dem Hause Unglück. Ein vierblätteriges Kleeblatt bedeutet Glück an dem Tage des Findens. (Aus d. Heimat 1896, No. 11.) Der Hollunder ist für den Landmann eine Hausapotheke. „Vor dem Hollunder muß man den Hut abnehmen.“ Daher stand er in so hoher Verehrung und durfte nicht umgehauen werden. Auf dem Gemäuer von wüsten Dörfern findet man fast immer Hollunder; er war ein heiliger Baum, ein Aufenthalt der Schutzgeister des Hauses. Hollunderholz darf man nicht verbrennen, sonst sterben die Hühner. (Aus d. Heimat 1891, No. 42.) Götter und Götterinnen wohnten bei unseren Vorfahren auch in heiligen Bäumen. Wodan war die Buche und Linde, Donar die Eiche, Dio die Weide und der Hollunder, Frigg (Freia) die Haselnußstaude heilig. In der Nähe des Hauses standen die heiligen Bäume, und in diesen wohnten die Haussgötter: Im Hollunderstrauch die Hollundermutter, in der Esche die Eschenfrau, in der Haselnußstaude die Frau Hasel oder das Haselnußfräulein. Diese Bäume wurden im Walde nicht geschlagen. Bekannt ist der Gebrauch der Haselrute als Wünschelrute (über die Bedeutung des Haselnußstrauches vergl. Aus d. Heimat 1893, No. 13, 14). Dr. H. Marzell, Die Pflanzen im deutschen Volksleben, 1926, bei E. Diederichs, Jena. Ein alter Vers lautete: Erzähle keinen Traum, Beschmuße keinen Baum, Röste kein Brot, So läßt dich Gott nie leiden Not.

Das Hufeisen spielt als zauberkräftiger Gegenstand eine Rolle. Auf der Haustürschwelle, mit der offenen Seite nach außen, gilt es als Schutz gegen bösen Zauber, Unglück, Blitz, Krankheit des Viehs; umgelebt angenagelt, bringt es Unglück. An Scheinentüren, über Stubentüren findet man Hufeisen angenagelt. Das Pferd nahm in der Mytho-

logie die erste Stelle unter allen Tieren ein (Wodans Pferd). Ueber Kulturhist. vom Hufeisen vergl. Aus d. Heimat 1896, No. 9.

An den Galgen knüpfte sich mancher Aberglaube. 1694 war zu Blankenheim (Klosterrode) Hans Hesse an den Galgen gehängt worden wegen Pferdestehlens. Am 1. Mai 1696 hing sein Körper noch am Galgen. Der Schenke Dan. Siebeder war im Verdacht, dem Toten den Diebstaudamen und ein Stück vom Käppel abgeschnitten, den Daumen aus Aberglauben ins Bier gehangen zu haben, damit sein Bier besser abgehen sollte. Ein Mädchen, das Bier geholt, wollte gesehen haben, daß der Sohn, als das Bier in einem Faß nicht recht laufen wollte, hineingegriffen und etwas herausgeholt habe. Als man die leeren Bierfässer untersuchte, fand man einen Zwirnsfaden mit einer Schleife (ist noch heute bei den Alten in Klosterrode). Der Wirt schwur den Reinigungseid (Frd. Schmidt, Gesch. von Blankenheim, S. 136). Galgenberge und Galgengelichter kommen im „Wilden Jäger“ vor und werden vom Sturm umbraust, der die am Galgen schaukelnden Gestalten im Winde zu entführen scheint.

Die Toten sind starke Wesen. Denen, die sie an sich haben, wohnt große Macht inne. Daher die Verwendung bei Heil- und Zauberzwecken. 1578 sagt eine Frau aus, daß ein Mann vom Spiele fern bleibe, wenn man Späne von einem Galgen schnitte und sie ihm in die Arme nähre. 1588 benutzt ein Müller Späne von einem Galgen als Mittel, sich Kunden zu erwerben. 1580 bekennt ein Schafknecht, daß er mit einem Schafknecht nach Bösenrode gegangen sei und beide des Nachts einen gerechtfertigten Missetäter mit der Kette und dem Stricke vom Galgen gelassen, ihm einen Daumen abgelöst und den Strick geteilt hätten. Wenn er den Strick neben dem Kettengelenke, auch den Diebstaudamen um den rechten Arm binde, hätte er beim Spiel Glück.

Das Messen des Körpers der Kranken, meist bei Ausszehrung, ist noch im Gebrauche. Noch 1884 übte es der Leinwebermeister Wendler zu Niethnordhausen. Der Faden, mit dem man mißt, wird an einen Hollunderzweig gehangen, wo er verfaulen muß. Die Zeremonie des Messens ist uralt und allgemein verbreitet. Elias maß (Buch der Könige 17, 21) sich über dem Kinde der Witwe zu Zarpeth dreimal. Der Kranke wird gemessen vom Scheitel bis zur Fußsohle (Länge) und in die Breite von einer Fingerspitze bis zur anderen. Wenn diese beiden Maße (Länge und Breite) gleich sind, so ist dem Kranken noch zu helfen; ist der Unterschied groß, so ist keine Rettung da. Nach dem Messen legt man die Hände des Kranken auf seinen Kopf und spricht „Ich vertreibe die Ausszehrung aus dem Körper, aus dem Kopfe in die Schulter“ usw., dann aus den Nägeln, den Zehen ins Meer. Im alten Indien existierte dieselbe Zauberformel (Kuhn, Zeitschr. für vergleichende Sprachwissenschaft. 13, 63 ff.). Das Messen ging also der Buße voran und war die Probe, ob die Buße noch helfen konnte (Aus der Heimat 1891, No. 42). Ueber einen Fall des Messens im Mansfeldischen vergl. Mansf. Bl. 13, S. 163.

Zu allen Zeiten ist man gegen den Aberglauben zu Felde gezogen seitens der Kirche und der Obrigkeit. Und doch glaubten selbst die, die

gegen ihn kämpften, Gesetze erließen, steif und fest daran. Man bezichtigte alte Weiber der Hexerei, ließ die Viehställe ausräuchern und den Exorcismus gegen die Macht der Finsternis aussprechen. In der Zeit der Aufklärung am Ende des 18. Jahrhunderts nahm man den Kampf gegen den Überglauben ganz energisch auf. Wie man in dieser Zeit beispielsweise über das „Büßen“ dachte, siehe unter Abchn. Sympathie.

1624 wurde in der Kirchenvisitation zu Sangerhausen verordnet: „Den Leuten soll bei ernster Strafe verboten werden, der W a h r s a g e r i n zu Thüringen nachzulaufen. Jöbst Kalen Weib zu Oberröblingen (Besitzer des Mittergutes), soll die Obrigkeit strafen.“ 1617 befragte ein Bürger zu Artern, dem ein Pferd gestohlen war, „die k l u g e Frau“, die ihm offenbarte, daß sein Nächster zur rechten Hand das Pferd habe wegreiten helfen. 1621 wurde eine Frau zu Schönsfeld auf dem Schindanger und nicht auf dem Kirchhof begraben, weil ihr schuld gegeben worden war, daß sie die Elben vertrieben und mit Zauberlei umgegangen sei. 1643 starb des Brüchenmüllers zu Sangerhausen Töchterlein. Die Eintragung im Kirchenbuche gibt als Todesursache an: „Ist bezaubert gewesen“. 1654 starb Glümanns Söhnlein: „ist 5 Jahre bezaubert gewesen“. 1647 befahl das Konsistorium zu Leipzig, Hans Suppens Weib zu Bottendorf und die beiden Mägde zu Edersleben, „so das Sieb laufen lassen“, an den Pranger, das Halseisen oder an die Stöcke an den Kirchen dasselb zu stellen oder den Staupenbesen an ihnen zu vollziehen oder sie des Landes zu verweisen, andern zum Abscheu“. Der Superintendent zu Sangerhausen berichtet darauf: „Die eine Siebläuferin hat einen Soldaten geheiratet gehabt und schon sich davon gemacht; die andere hat am Kreuz gestanden, eine hat ein Tuch um den Taufstein geschenkt.“ 1675 zeigte der Pastor Kürdmann zu Holdenstedt an, daß er von Hans Brands Eheweibe Magdalena vernommen, daß ihre Schwiegermutter, Toffel Brands Weib Margarete, vor 7 Jahren, als ihr Sohn Martin verzaubert gewesen sein sollte, unzulässige und verbotene Mittel gebraucht habe, indem sie den damaligen Schulmeister zu Rienstedt, den sie Dr. Dietrich genannt und nicht gar viel Gutes schuld gegeben, zu sich gefordert, der dann bei Schlafenszeit den Patienten in die Scheune gebracht, längelang hingelegt, zugedeckt und hierauf Teufelsbannsereien vorgenommen habe, darauf die Scheune ganz licht geworden, als ob sie brenne, und bald ein Rabe, bald eine Eule sich eingefunden und über den Patienten hin und her geflogen, worauf dem Dr. Dietrich selbst bange geworden und öfters gesagt habe: „Satan Friße, welche von diesem Patienten!“, worauf Toffel Brand aus dem Kammernfenster geschrien habe: „Ich wollte, daß euch alle der Teufel holte; ich habe wohl dergleichen Handel genug verboten.“ 1675 starb Georg Brand zu Riestedt, der, als er Häcksel geschnitten, „vom Gespenst (von ahd. spanan locken) betört und gedrückt worden“ (Kirchenbuch). 1686 wurde der 18jährige Sohn des Eisenhümelzers Adam Sorges auf der Eisenhütte zu Bennungen zu Großleinungen begraben. „Die Eltern sagen, er sei behext worden, mäzen ihm in seiner Krankheit und nach seinem Tode Würmer fast wie Eidechsen aus dem Munde sollen herausgekrochen sein und unvermutet wegkommen; seine Krankheit soll er in Bennungen bekommen haben, von dannen er nach

Großleinungen in der Eltern Quartier gebracht worden" (Kirchenbuch zu Großleinungen). 1691 wurde Hans Hoche zu Beyernaumburg, „ein armer gebrechlicher oder wie vermeint wird, bezauberter Mensch“, begraben.

Wie ehedem, so spielt noch heute die Sternendeuterei eine große Rolle im Volksleben. Zu Emseloh wurde 1746 am 19. März, das war der fünfte Tag nach dem letzten Viertel und zwei Tage vor dem neuen Mond, ein Kind geboren. Da nach dem Volksglauben solche Kinder nicht ein Jahr alt werden sollten, so vermerkt dies der Pastor im Kirchenbuche und verspricht, darauf zu achten, ob es eintrifft. Er schweigt aber in den folgenden Eintragungen; das Kind ist also nicht gestorben.

In der Grafschaft Hohnstein und auch im oberen und unteren Helmtale wurde die Erbbibel mit dem Erbschlüssel, das Erbsieb, das der Einwohner Krahmer zu Hainrode 1743 zur Entdeckung der Wahrheit und der Diebe gebrauchte, der auch ein Rügänger war (vergl. Abschn. Bergbau), viel noch in unsren Tagen befragt, namentlich bei Diebstählen; so in Neustadt unterm Hohnstein noch 1890, zu Liebenrode in derselben Zeit. Ist jemand bestohlen, so geht er zu dem, der eine Erbbibel besitzt und sich mit deren Befragung beschäftigt. Der Schlüssel wird zwischen die Blätter auf eine bestimmte Bibelstelle eingeklemmt, indem man einen Bindfaden um das Buchwickelt, so daß der Ring (Griff) des Schlüssels aus der Bibel heraus sieht. Der Ring wird nun auf die inneren Seiten der beiden Zeigefingerspitzen der beiden Beteiligten gelegt. Nun wird nach den Namen derer gefragt, auf die der Bestohlene Verdacht hat. Wird der Name des wirklichen Diebes genannt, so bewegt sich die Bibel und fällt von den Fingern ab.

Das schon 1539 in Sachsen verbotene Läute bei Gewittern war 1580 aber immer noch üblich, weshalb es 1580 wieder untersagt wurde: „Sonderlich soll das abergläubische und abgöttische Wetterläuten abgeschafft werden.“ Aus der Zeit der mittelalterlichen Kirche hatte sich manche Unsitte in die evangelische Kirche hinüber gerettet. 1571 wurde beim Abendmahl das bei der katholischen Messe übliche Aufbewahren der Hostie und des Weines zu abergläubischen Zwecken untersagt. 1580 klagte die Kirchenbehörde in Sachsen, daß die Glöckner (Kirchner, Küster) das übriggebliebene Taufwasser verkauften, ebenso die Hostien, die zu Zauberei und abergläubischen Gebräuchen benutzt wurden. Dahin gehörte auch das Tragen der getauften Kinder in die Schenkhäuser durch die Väter gleich nach der Taufe. 1580 rügte die Kirchenbehörde „das auf ein Zweifel Taufen“, wie in der alten Kirche geschehen sei, da man sagte: „Bist du getauft, so taufe ich dich nicht“ usw. Noch 1673 wurde bei den Kirchenvisitationen an Pfarrer und Gemeinde die Frage gestellt: Ob mit dem Taufwasser, Wachskerzen u. a. Kirchensachen Aberglaube getrieben werde? Der Schulmeister zu Katharinienrieth hatte einst folgende Instruktion aus dem Ende des 16. Jahrhunderts: „Besonders hat er auf seine ihm anvertraute Kirche wohl Achtung zu geben, also daß er die Schlüssel nicht jedem in die Hände gebe und etwa zu abergläubischen Dingen gebrauchen lasse, daß ein jeder für sich in die Kirche laufen könne seines Gefallens nach,

sich umzusehen und zu entwenden oder auf den Glockenturm zu laufen und daselbst Nutzwillen zu treiben oder zur Unzeit an die Glocken zu schlagen.“

Das 6. und 7. Buch Mose's spult noch viel in manchen Köpfen. Es soll im Dome zu Merseburg aufbewahrt werden. Wer es lesen kann, dem stehen alle Schäze der Welt zu Gebote; für ihn gibt es keinen Raum und keine Zeit (Mansf. Bl. 4, S. 152). Der Volksforscher Gust. Poppe zu Artern schreibt 1868: „Ich habe noch einen aus Voigtstedt gebürtig gelernt, der im Besitze des 6. Buches Mosis sein wollte, worin alles stehen sollte, wie es zu machen wäre, um die Gänge auf dem Kyffhäuser zu finden, worin Schäze verborgen seien.“

Z a u b e r e i u n d H e r e r e i. Bis zur Einführung der Reformation wurden die Mönche im Kloster Wimmelburg für „die stärksten Teufelsbanner und die gewissensten und kräftigsten Teufelsbeschwörer“ gehalten; sie selbst gaben sich für Exorcisten, Teufelaustreiber, aus. Es war daher ein großer Zulauf zu diesem Kloster, und viele Wallfahrten gingen dahin. Das Kloster war dem heil. Chriatus geweiht, der die besessenen Leute vom Bösen befreite und die Teufel aus ihnen austrieb. Luther, der solches selbst mit angesehen, erzählt dem bei ihm zu Wittenberg studierenden Chr. Spangenberg 1543 zwei späzige Fälle des Austreibens (Mansf. Bl. Band 30/32, S. 408). Schon der Ton des Chriatusglöckchens sollte Kranke heilen können (Luthers Tischreden). 1552 trieb zu Eisleben ein Pfarrer aus dem Braunschweigischen als Exorcist sein Unwesen; er wollte aus einem seiner Sinne beraubten Menschen den Teufel austreiben (dasf. S. 355). Bei der vom Grafen Heinrich v. Schwarzburg 1456 im Nonnenkloster zu Frankenhausen angeordneten und durchgeführten Reformation wurde verordnet: „Der Übergläubische mit dem Marienbilde soll gänzlich unterlassen und das Segenssprechen abgeschafft sein.“

In der Stolberger Renterechnung von 1512 ist ein Posten von 2 fl. für Georg Zieglers Zehrung nach Tambach, wo er Zauberer erlernen sollte. 1568 schrieb der Graf Wolf Ernst zu Stolberg ein Arzneibuch vom Ende des 15. Jahrhunderts ab, das er aus der Herrschaft Königstein, die damals zur Grafschaft gehörte, erlangt hatte. Er fügte dieser Abschrift noch allerhand Beschwörungen und Zaubermittel bei. 1586 waren im Amt Heldrungen etliche Zauberer eingezogen worden, darunter Jak. Georg und Hans Sigel. Joh. Voigt hatte über die von ihnen betriebene Zaubererei gute Wissenschaft. 1589 waren im Amt Heldrungen „noch viel zauberische Bücher, Kräfteallspiegel, Schwerter u. a., so dazu gehört, so Hans Sigel von Sangerhausen und sein gerechtfertigter (hingerichteter) Gesell zu anderer Leute Verderb und Nachteil gebraucht“, vorhanden, das alles etliche wieder gebrauchen wollten. Der Schösser zu Sangerhausen erhielt darauf Befehl, sich geheim nach Heldrungen zu begeben, alles zusammenzubringen, in ein Fach zu schlagen und nach S. zu bringen und dort zu verbrennen. In dieser Zeit trieb man überall das „Kräfteallsehen“, so auch in Thüringen (Quensel, Thür. Sagen, S. 278). Der Kristall war, besonders bei den Bergleuten, noch 1682 so stark im Gebrauche, daß sich der Eichsfelder Oberamtmann in einem Erlaß dagegen wandte. Am Ende

des 16. Jahrhunderts trieb man, wie sich bei der Kirchenvisitation 1560 und 1578 zeigte und gerügt wurde, zu Artern allerhand Zauberei: Das Blut mit Segen stillen, den Leuten Tränke geben, „mit Kristall und Elben“ etwas zu erreichen, „die kluge Frau“ auftischen (1617). Der Graf Hans Hoier v. Mansfeld verbot daher 1569 alle Zauberei, das Befragen kluger Männer und Frauen, das Wettermachen und Büßen, das Beschädigen von Menschen und Vieh, das Messen Unerwachsener und Fäden und Scheren (Engelhardt, Arterner Heimatbuch, S. 112). 1664 wurde zu Artern einer zu 4—5jähriger Landesverweisung (aber dafür zu 30 T. Geldstrafe) verurteilt, weil er „abergläubische Schriften“ bei sich trug, davon er „sonderlich für das Festmachen etlichen Soldaten einige Bettel mitgeteilt“ (dass. S. 146). Als besonders zauberkräftige und bedeutungsvolle Tage galten hauptsächlich Silvester und der 1. Mai (Walpurgis). Verlebt angezogene Hemden schützen gegen Hexen. Zum Schutz des Hauses nagelte man ein gefundenes Hufeisen stillschweigend über die Tür; wenn unter der Tür Eisen liegt, kann keine Hexe über diese schreiten, ein allgemein geltender Schutz. Uralt ist der Glaube, daß man sich durch Speichel vor Zauberei hüten kann; reiner Speichel hat, wie das Wasser, heilende Kraft. Man schützt sich daher vor Hexen, indem man ausspeit. Eine Hexe erkennt man daran, daß sie über keinen Besen schreiten kann; sie muß ihn erst aufheben, ehe sie weiter gehen kann. Wer an einem Sonntag geboren und zugleich an einem Donnerstag getauft ist, kann erkennen, welche Menschen Hexen sind. Wenn man sich unter eine Erbeggé legt, die Zinken nach oben gerichtet, so kann man zu Walpurgis die Hexen nach dem Brocken reiten sehen. Ein gewisser Borrard zu Schönewerda erzählt, daß man ihm als Knaben um 1780 weißgemacht, daß, wenn man zwischen 11—12 Uhr in der Walpurgisnacht zu einem auf einem Weidenbaum wachsenden Hollunderbusche gehe und einige Röhren abschneide, das Mark aus ihnen austoste und durch diese am nächsten Sonntage hindurchsehe, so könnte man alle Hexen der ganzen Umgegend auf einem Haufen sehen. Doch dürfe man kein Wort sprechen. V. hat alles dies ausgeführt, aber nichts gesehen (so schreibt Hussel zu Sangerhausen im Sangerh. Kreisbl. 1817/18, Stück 12).

Im Hexenglauben heißt der Teufel Drache; die mit ihm buhlenden Weiber des Hexenwahns hießen im 16. und 17. Jahrhundert Drachenweiber, Drachenhuren. Die Vorstellung vom feurigen Drachen, wie ihn der Hexenglaube wohl noch heute durch die Essen in die Häuser fliegen sieht, ist wendischen Einflusses. Wie man sich am Ende des 16. Jahrhunderts den Teufel als Buhler vorstellte, zeigt das Verhör einer durch die Folterqualen der an ihr angewandten Tortur zum Wahnsinn getriebenen sog. Teufelsbuhlerin Anna Beringer zu Nordhausen vor dem Hexenrichter 1574. Sie gibt folgende Schilderung: Der Teufel sei als ein schöner Jüngling zu ihr gekommen, einen schwarzen Hut mit einer weißen Feder auf dem Haupte, schwarze „zerschnitte Hosen“ (Pluderhosen damaliger Zeit), schwarzen Rock, Hände wie andere Menschen, aber kalt, und nach ihrem Bedürfnen zwei „zerspaltene“ Füße gehabt. Er habe sich Lucifer genannt. Sie sei einmal mit ihm auf dem Brocken gewesen; er habe sie auf

einem weißen Ziegenbock geholt und sie in den Lüften hingeführt, auch ihr geboten, sie solle nichts sagen und nicht an unseren Herrgott denken. Sie hätten auf dem Brocken getanzt; einer, wie ein Schäfer, mit einer langen Pfeife, habe dazu gepfiffen. Sie habe zu Fuß wieder vom Brocken heim gehen müssen (Förstemann, Kleine Schriften z. Gesch. Nordhausens, 1855, S. 104). Die aus solcher Teufelsbuhlschaft heraus erzeugten Kinder sind im Harz die Wechselbälge oder Kielkröpfe (von Kehle, Kiel, Kugel), d. s. vielgefräßige, aber nicht gedeihende Kinder mit einem Kröpf, die man den Wöchnerinnen gegen deren gesunde Kinder vertauscht, weshalb man in den ersten sechs Wochen wohl auf der Hut sein muß. Vergl. Heft 3: Sagen, unter Stolberg. Am Walpurgistage kommen die Hexen zu wilden Festen und Tänzen zusammen, und zwar besonders auf Bergen, den Blocks- oder Brockenbergen, deren es in Norddeutschland eine große Zahl gibt. Der berühmteste Blocksberg ist der Brocken im Harz geworden, zu dem die Hexen aus ganz Deutschland ihre Maifahrt machen. Schon in einem Nachsagen um 1300 wird um Schutz gebetet „vor den bösen nachbarn (Nachtfahrern), die zu dem Brockenberge hingerannt“; ein Beichtbuch des 15. Jahrhunderts erzählt von den Zauberinnen, die auf dem Brockenberge waren. 1580 wird eine Maifahrt in Mecklenburg geschildert. Der Brocken wurde aber erst durch Joh. Prätorius, „Blocks Berges Berrichtung“ von 1668 bekannt. Die Hexenprozesse zeigen uns, welche Vorstellung man sich von der Brockenfahrt machte. So sagte 1574 dieselbe Anna Beringer aus Nordhausen auf der Holter aus: Sie sei einmal von ihrem Buhlen auf den Brocken auf einem weißen Ziegenbock geholt und durch die Lüfte geführt worden. Es wurde ihr geboten, nichts zu sagen; er wollte sie auch reich machen. Der Teufel habe mit einer aus Sachsa den Bortanz gehabt und dann auch mit ihr getanzt. Einer habe ausgesehen wie ein Schäfer und Flöte gespielt, danach habe man getanzt (Förstemann, Kleine Schriften, S. 104). Eine Hexenfahrt ist abgebildet in einem Kupfer in Kaspar Schneider, Beschreibung des alten Sachsen, 1727; ein Hexensabbat in dem Kupfer bei S. J. Prätorius, „Blocks Berges Berrichtung“, Leipzig 1668; beide nachgebildet in Sieber, Harzsagen S. 273, 269. Eine Bauersfrau zu Großwenden ritt jedesmal in der Nacht vor dem 1. Mai nach dem Brocken. Sie nahm ihren Hütejungen, den Enken, als Reittier. Dem Jungen passte das natürlich nicht; er mochte gern loskommen davon. Da erzählte er dies dem Großknecht. Beide legten sich nun in der nächsten Mainacht ins Bett zusammen. In der Nacht kam die Frau, legte aus Versehen dem Großknecht den Baum über und fuhr mit ihm durch den Schornstein. Aber unterwegs gelang es dem Knecht, sich loszumachen und die Frau unter sich zu kriegen, legte ihr den Baum an und ritt nun nicht auf den Brocken, sondern in die Schmiede und ließ der Frau Hufeisen auffschlagen. Am andern Morgen lag die Frau frank zu Bette mit den Hufeisen auf den Füßen. Zu Maude-rode in der Grafschaft Hohnstein war einmal Hochzeit. Die Leute wußten, daß in dem Hause Steppchen, d. i. der Teufel, alles brachte. Schon saßen die Gäste am Tische; aber es war immer noch nichts aufgetragen. Auf einmal ging draußen ein Lärm los, als ob die Esse einsiele; Steppchen kam mit seinem langen, glühenden Schweife durch die Esse. Die Gäste rannten

zur Tür. Aber dort stand die Hausfrau und hielt sie mit ausgestreckten Armen zurück: „'s äs gar nischt, bliestet mant drinne, ich bränge das Neffen gleich!“ Nun trug sie auf, daß der Tisch krachte, und doch war vorher nicht ein Häppchen im Hause gewesen. Drachenpack, Hexenpack waren noch 1740 ganz gewöhnliche Schimpfwörter. Will man sich einen *Hechtealer* verschaffen, so bindet man einen schwarzen Kater in einen Sack, den man mit 99 Knoten zubindet. Dann geht man in der Neujahrsnacht dreimal um die Kirche und klopft dabei dreimal an die Kirchtür. Beim dritten Mal erscheint der Teufel in der Gestalt eines schwarzgekleideten Mannes. Diesem bietet man einen Hasen für einen Taler an. Hat der Teufel den Taler bezahlt, so muß man eilend nach Hause laufen und zu Hause sein, ehe der Teufel die 99 Knoten gelöst hat. Dann geht einem das Geld nie aus. Der Teufel ist der Betrogene; er hat die Käze im Sack gekauft.

Zu Nienstedt lebte um 1860 ein wunderlicher Kauz, der Wassermüller Krause, ein alter Junggeselle, der durch die ihm widerfahrenen Verärgerungen und Neckereien zum Misanthrop geworden war. „Er hatte Visionen, wo er in das Reich des Teufels versetzt wird und wo er die Qualen der Verdammten schaut. Meisterlich weiß er diese zu schildern und den Leuten vor Augen zu malen, die ihn aber verlachten. Wenn der Teufel früher auf ihn mächtig eingedrungen, um ihn in seine Klauen zu bekommen, sei gewöhnlich eine weiße Gestalt zwischen ihn und den Bösen getreten und habe ihn geschützt; jetzt sei dies aber nicht mehr der Fall (Aufzeichnungen im Kirchenbuche von 1860). Um 1850 hatte ein 12jähriges Mädchen (lebte als Witwe Hilpert noch 1915) zu Blankenheim eine höchst sonderbare Erscheinung, und zwar wiederholt an einer bestimmten Stelle des Waldes. Sie behauptete, ein in der Luft schwebendes Kind zu sehen. Der Fall, dessen sich heute wohl die neuere Augenheilmethode annehmen würde, erregte damals großes Aufsehen in der Gegend. Der Pastor Reinecke bemühte sich sehr um die Aufklärung, was aber nicht gelungen ist. Er ging mit dem Mädchen an die Stelle, wo er natürlich nichts sah, während das Mädchen immer behauptete: „Da ist es!“ (Frd. Schmidt, Gesch. von Blankenheim, 1918, S. 236). Die drei Roslaer Erscheinungen 1656, 1659 und 1687 siehe unter Sagen, 3. Band der Gesch. des Kreises Sangerhausen, S. 102.

Erbläuse, d. s. solche, die man durch vererbte Kleider bekommen hat, kann man nur loswerden, wenn man sie in einer Federspule andern Leuten anläßt. Soll ein Schüze die Scheibe nicht treffen, so muß man ein Stückchen Holz, das der Blitz getroffen hat, abseits von der Scheibe befestigen; solches Holz zieht die Kugel an. Sicher trifft man aber, wenn man die Kugel in ein Blatt aus der Bibelwickelt. Eine leichtere Art des bis ins 19. Jahrhundert hinein sehr verbreiteten Schatzgrabens und *Schäzeheben* ist folgende: Feder vergrabene oder verborgene *Schäze* (Geld) zeigt sich jedes Jahr einmal an einem bestimmten Tage; er „blüht“ oder „brennt“, d. h. es zeigt sich ein Licht an der Stelle, an der er liegt. Hat man das Glück, ein solches Licht zu sehen, so muß man flugs irgend ein Kleidungsstück darauf werfen; dann kann sich der Schatz nicht verrücken; dann kann man ihn auch am Tage heben. Vergl. Wäschle, Paschleber Geschichten, I, 120, die spaßige Geschichte, wie man Leichtgläubigen einen

blühenden Schatz zeigt, wobei sie dann 1 Dreier finden. Zu Buntenbock im Harz hatte ein Nachbar einen glühenden Kohlentopf hingesezkt; ein Schneider warf einen neuen Anzug darauf, der verbrannte (Sieber, Harzland-Sagen, 1928, S. 230). Vergrabene und gebannte Schätze können nur gehoben werden, wenn eine Jungfrau nüchtern auf einem schwarzen Ziegenbock über die Stelle reitet, wo der Schatz liegt; der Bock muß auf dieser Stelle geschlachtet werden (Mythus: der Ziegenbock des Donar, Teufels). Ähnliche Bedingungen für das erfolgreiche Heben eines Schatzes findet man in den Schatzgräbersagen überall, fast bei allen das unbedingte Schweigen während des Grabens. Ueber Schatzgraben vergl. die Sagen des Kreises. Ueber Kurgängerei siehe den späteren Abschn. Bergbau. Ehe das Kloster Ilfeld gegründet war, sah die Gräfin v. Ilburg ein großes Licht im Walde. Als sie dahin kam, sah sie, daß es ein großes Feuer war, das nun erlosch. Von dem gehobenen Gelde erbaute sie eine Kirche.

Man kann Krantheiten von Menschen auf Bäume übertragen, indem man in gewisse Waldbäume, zu denen man nie wieder hinkommt, Nägel einschlägt und dabei einen gewissen Spruch sagt. Auf diese Weise sind auch die Nagelsteine entstanden, die man noch heute an den Land- und Heerstraßen liegend findet. Ein solcher lag am Taubenberge bei Sangerhausen an der alten Landstraße von Erfurt nach Magdeburg, seit etwa 20 Jahren im Sangerhäuser Rosarium. Andere Nagelsteine liegen am Fußwege von Bennungen nach Wickerode—Questenberg, am Wege Blankenheim—Annarode. Die Nagelsteine sollen einen doppelten Zweck gehabt haben und stammen aus altgermanischer Zeit. Man erforschte von ihnen die Zukunft: Drang der Nagel in den auf seiner Oberfläche mit Löchern versehenen Braunkohlenquarzitstein (meist nicht schwedischer Granit, daher kein eigentlicher Findling) ein, so geriet das Werk, das man vorhatte. Ebenso verbüßte man Krantheiten an ihnen. Vergl. Größler, Nagelsteine u. a. merkwürdige Steine. Aus d. Heimat 1887, No. 33—38. Ders., Alt-heilige Steine in der Provinz Sachsen, Neujahrsblätter No. 20, 1896. Mansf. Bl. zu Eisleben 5, S. 170; Nachtrag das. 21, S. 223 ff. Ueber Hexenglauben vergl. den späteren Abschn. Hexenprozesse.

Bannsagen. Wenn jemand einen Dieb, Riß und Reiter oder einen Fuhrmann bannen oder „festmachen“ will, muß er sich einen Baumpfahl zu verschaffen suchen, den ein geschiedener Chemann in den Baum gesetzt hat. Dann kann man z. B. die Spitzbuben bannen, wenn sie eben bei ihrer Arbeit sind, den Reiter oder Fuhrmann, die dann nicht vom Fleck kommen. Wenn man im Kreise herumgeht und dabei einen gewissen Spruch betet, wird der Dieb gebannt, und er muß in der Stellung verharren, z. B. auf der Gartenummauer sitzend, bis man ihn wieder losmacht, indem man den Kreis wieder zurückgeht und den Spruch rückwärts spricht. Unter der Erde kann man niemand „festmachen“. Ist man festgemacht, so muß man einen Kloß Erde auf den Kopf legen, also unter der Erde sein. Wer vor Sonnenuntergang nicht losgelommen ist, muß sterben. Einst konnte ein alter Schäfer zu Steigerthal bannen. Wenn er des Nachts im seiner Schafbüchtl lag, so bannte er die Spitzbuben, die Schafe stehlen wollten. Am andern Morgen saßen dann die Diebe auf der Horde (Hürde) fest, die geschlachteten

Schafe auf dem Rücken. Erst auf ihr Flehen wurden sie vom Schäfer wieder befreit. Zu Ilfeld lebte ein Mann, der einst in der Nacht aus seinen Büchern ersah, daß ihm ein Dieb auf seinem Acker Zwiebeln stahl. Er sprach seinen Spruch, und alsbald war der Dieb gebannt. Von dem Kantor Bender zu Obersachswerfen (um 1870) sagte man, daß er das Bannen verstande. Als ihm einst Kohl gestohlen war, nahm er das Maß der Fußstapfen des Diebes, indem er sie in Papier ausschnitt. Dann sprach er seinen Spruch darüber. Raum war das geschehen, so kam seine Magd aus dem Dorfe, wo sie ihren Vater besucht hatte, gelaufen und lagte, daß Bein ihres Vaters fange an zu schwollen. Wer das Bannen konnte, vererbte diese Kunst gewöhnlich vor seinem Tode auf den Sohn. Zu Schönfeld lebte 1718 ein Geisterbanner, 1701 war daselbst ein Goldloch oder Laborant.

Das Gegenteil vom Bannen ist das Zitieren. Man kann jemand zitieren, wenn er nicht gutwillig oder pünktlich erscheint. Erwartet man jemand und er kommt nimmer, dann muß man dreimal die Stubentür öffnen und dabei sprechen: „(Vor- und Zuname des Erwarteten) im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dann muß der Zitierte kommen, er will oder kann nicht; er hat dann keine Ruhe mehr.

Büßen, Segnen, Sympathie. Wie man über den Aberglauben dachte, beweist folgende Ausßerung von 1786. Der Aberglaube behauptet am meisten seine Rechte in den Krankenstuben. Man glaubt immer noch, daß man Krankheiten durch gewisse Beschwörungen oder kraftvolle Worte vertreiben könnte. Ein Teil von solchen Beschwörungsformeln besteht aus lauter leeren Tönen und bloß schallenden Worten, die an sich verständlich sind, denen aber der Aberglaube eine ganz unerhörte Kraft beilegt. Höchst ungereimt und lächerlich ist die Meinung, daß man mit den Worten Haz, Pax, Deus, Almax den Biß eines tollen Hundes heilen könnte, oder man könnte mit dem 109. Psalm jemand tot beten (wie man am Ende des 19. Jahrhunderts „und beten“ wollte). Eine der häufigsten Arten des Aberglaubens ist das Büßen der Rose. Die gewöhnlichste Beschwörungsformel dafür ist: „Hilf Ding, weiche, Weiche und verschleiche, Brenne nicht und stich nicht. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Die Hauptfache ist, daß man die Rose bei einer Frauensperson von einer Mannsperson und umgekehrt besprechen läßt. Die Rose wurde im Volke das „heilige Ding“, auch das „heilige Feuer“ genannt. Seit dem 11. Jahrhundert soll der kanonisierte Antonius von Padua Macht über diese heilige Krankheit gehabt haben, weshalb sie auch das „Antoniusfeuer“ genannt wird. Ob aber „hilf“ nicht geschwind, hurtig bedeutet, ist noch fraglich. Man redet ja auch von der „Lauf- oder Flatterrose“. Das Wort „büßen“ bringen manche wohl auch mit „bessern“ in Verbindung. Solche Beschwörer gab es schon bei den alten Aegyptern. Homer führt solche an. Das Volk tröstet sich gewöhnlich: „Hilft es nicht, so schadet es doch auch nicht.“

Unter Sympathie versteht man eine Heilart durch sympathische Wirkungen, die ohne alle dazwischen befindliche, begreifliche Mittel hervorbracht werden sollen, was natürlich ein Unding ist. Diese Heilung wäre

dann ein Wunder, das die so weitverbreitete Sympathie fertig brächte. Das Wunder ist aber, wie Goethe sagt, des Glaubens (auch des Überglaubens) liebstes Kind. Der Sympathiker könnte dann mehr als Brot essen, wie das Volk sagt. Gebräuchlicher sind im Volke für das Fremdwort Sympathie die Bezeichnungen Büßen, Besprechen oder Versprechen („die Rose versprechen“), Segnen. Wer das „Versprechen“, „Verbüßen“ kann, ist eine noch heute sehr gesuchte Person. Das Büßen, Versprechen, Segnen gilt im Volke als nicht unchristlich und wird heute noch ganz besonders bei der Gesichtsrose, wie man sagt und glaubt, mit Erfolg angewandt. Man möge daher einem Heilung Suchenden gegenüber niemals das Mittel der Sympathie lächerlich zu machen versuchen. Jeder mag nach seiner Façon selig werden. Es ist eine bekannte Erscheinung, die auch die medizinische Wissenschaft kennt und beachtet, daß dem einen dieses, dem andern jenes Heilmittel hilft. Bei der Sympathie kommen vielleicht die Wirkungen des Hypnotismus oder des tierischen Magnetismus in Frage; auf keinen Fall aber beruht ein etwaiger Erfolg auf den Segensformeln und meist inhaltslosen, ja oft lächerlichen Sprüchen. Das Volk legt jedoch auf diese das Hauptgewicht. Die Hauptsache ist vielmehr die Suggestion, der Glaube, die gewisse Zuversicht auf die Heilkraft. Daher verlangt der Sympathiker von den ihn Auffuchenden, daß man an eine Heilung durch ihn glauben müsse, wenn sein Segnen helfen sollte. Der Glaube macht selig. In manchen Familien vererbte sich die Kunst mit ihren Formeln und Segenswünschen und wurde als ein heiliges Vermächtnis oft erst auf dem Sterbebette weitergegeben. Nicht jeder eignet sich dazu, das Büßen auszuüben; es gehören ernst gerichtete Menschen dazu. Meist erbte diese Kunst in der Familie fort; die Eltern zeigten es ihren Kindern. Aber nicht jedes Kind eignete sich dazu; man teilte es daher nur denen mit, die etwas mystisch angehaucht waren. Zu Liebenrode in der Grafschaft Hohnstein lebte um 1870 ein weit und breit bekannter Sympathiker, ein nicht unvermögender Bauer, der Schulze Heinrich Becker, „tätig durch Versprechen und Segnen“, ein ernster und rechtlich denkender und handelnder Mann, der sich um das Gemeindewohl als Schulze von 1824—1843 sehr verdient gemacht hat. Religiös war er ein Freidenker und gehörte der von dem Prediger Eduard Balzer zu Nordhausen um 1848 gegründeten frei-religiösen Gemeinde an, wodurch er leider in der Gemeinde manchen Zwiespalt hervergerufen hat, weil er agitatorisch sehr wirksam auftrat und im Orte eine Zweiggemeinde der „Balzerianer“ gründete. Liebenrode glich damals einem Wallfahrtsort, wie es solche am Ende der mittelalterlichen Kirche genug gab. Kranke und Leidende aller Art kamen von nah und fern, zu Fuß und mit Geschirr nach Liebenrode (Frd. Schmidt, Gesch. des Dorfes Liebenrode, 1921, S. 17). Becker nahm für sein Segnen kein Geld, weil es sonst nichts helfen würde, aber an „Geschenken“, die man nehmen durfte, ist er reich bedacht worden. Er hat das Segnen seinem Kinder vererbt, weil sich keins dazu eignete. Wenn er segnete, hatte er stets das eine Fenster seiner Stube halb offen und richtete entblößten Hauptes seine Blicke gen Himmel, befuhrte und bestrich den Kranken (Hypnose, Magnetismus) und ließ den Kranken mehrmals ein Schlückchen

Wasser oder Wein trinken, was er, da weder der Büßer noch der zu Heilende sprechen durften, durch ein Zeichen angab. Blieb etwas im Glase übrig, so musste es weggegossen werden. Das Büßen darf nur von einem Mann an einer Frau und umgekehrt vollzogen werden, wenn es helfen soll. Nur mit gedämpfter, murmelnder Stimme durfte der Büßer sprechen. Jeder Bußtext wurde stets dreimal hintereinander wiederholt mit dem Schluss: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Bei diesen immer nur gemurmelten Worten schlug der Büßer mit 2 (4) oder 3 (6) Fingern die drei üblichen christlichen Kreuze. Bei den Sympathikern ist nicht an die sog. „Wunderdoktoren“ zu denken, wie ein solcher der weit und breit bekannte Schäfer Aßt auf dem Eichsfelde um 1880 war oder der Schwindler von Homburg nach dem Weltkriege.

Es hat sich eine ganze Reihe von Bußtexten, d. h. Zaubersprüchen, erhalten. Meist spricht der Büßer einen Befehl aus: „Der Brand brenne ein, nicht aus“; „Rote Rose, geh' weg von mir“; „Was ich streiche, verzehre sich“ (Engelhardt, Arterner Heimatbuch, S. 83). Das Büßen wurde in der Regel einen Tag um den andern wiederholt; aber auch öfters. In der unteren Goldenen Aue hat G. Engelhardt folgende Bußtexte gesammelt (Harzzeitschr. 44, 4. Heft, S. 291—295, auch Heimat-Jahrbuch f. d. Reg.-Bezirk Merseburg, bei Saeckel, Quedfurt, 1927, S. 111—114). Die meisten Segen gehören dem 16. und 17. Jahrhundert an. In der oberen Goldenen Aue sind uns zwei Segen: aus Straßberg, das Blut zu stillen, von 1584 und ein Viehseggen aus Crimderode von 1658 aufbewahrt (Harzzeitschr. 4, S. 308—322, 6, S. 321), vergl. Abschn. Hexenglaube. Es gibt neuerlei Bußen.

Aus der unteren Goldenen Aue: Bei Brandwunden: Mutter Maria ging über Land Und hielt einen Brand in der Hand. Der Brand brenne aus und nicht ein. Im Namen des Vaters usw. †††. Zahnröse: Rosmarin und Jesu Blut Ist für diese Rose gut. Im Namen usw. †††. Bei Leichter Rose: Zwei Jungfrau'n gingen übern Berg Und wollten Kräuter holen, Da kam der Herr Jesus, Und da haben alle Bäumlein gesungen, Alle Glocken gelungen, Alle Messen verlesen, Und das heilige Werk soll verschwinden und verwesen. Im Namen usw. †††. Bei der roten Rose: Rote Rose, ich sag es dir, Rote Rose, ich komme zu dir, Rote Rose, geh weg von mir hier! Im Namen usw. †††. Die grösste Suchtenbüße: Ich trinke meines Leibes Kraft, Im Namen Gottes des Vaters, Ich trinke meines Herzens Saft, Im Namen Gottes des Sohnes, Ich trinke mein Lungen- und Leberblut, Das ist für alle Suchten gut. Im Namen usw. †††. Bei Halsgeschwulst: Nur bei zunehmendem Mond, nur an aufeinanderfolgendem Montag, Donnerstag und wieder Montag: Was ich sehe, das mehre sich (der Mond), Was ich streiche, verzehre sich. Im Namen des Vater usw. †††. Bei Schwulst: In Jesu Namen Will ich das heilige Wort und den Schwulst abstreifen, Und in Gottes Namen Mags er verschlingen. Im Namen des Vaters usw. †††. Wenn sich jemand gestochen oder gerissen hat: Jesu Wunden Sind nicht verbunden, Es schwellet nicht, Es schwäret nicht. Im Namen usw. †††. Segen zum Blutstillen aus Thüringen (Schade,

Volkslieder aus Thür. 1860, S. 14): Es gingen drei heilige Frauen, die wollten das Blut beschauen. Die eine sprach: Es ist rot; die andere sprach: Es ist tot; die dritte sprach: Es woll' still stehn und nicht weiter gehn. — Segen wider den Brand aus Thüringen: Jesus ging über Land, trug einen Brand in seiner Hand. Brand, brenne aus und ein! Gott der Herr lasse mein Brennen sein. In allen diesen Segen ist noch heidnischer Zuschnitt; derselbe Typus ist in den Merseburger Zaubersprüchen, die im 10. Jahrhundert aufgezeichnet sind. Freilich sind die Namen der heidnischen Götter nicht mehr darin; diese haben christlichen Aposteln und Heiligen oder Jesus und Maria Platz machen müssen; auch ist die Erzählung (d. i. ein Teil von den Segen), die vorgebracht oder auf die angespielt wird, Legende und nicht mehr Mythus. — Ein Feuersegeln, wenn man „das wilde Feuer“ versprechen will: Sei mir willkommen, du fremder Gast! Du sollst nicht weiter greifen, als du hast verlebt. Das zähle ich dir zur Buße. Im Namen Gottes des Vaters, der mich erschaffen hat; im Namen Gottes des Sohnes, der mich erlöst hat; im Namen des heiligen Geistes, der mich geheiligt hat. Noch drei ähnliche Feuersegne sind zu finden Mansf. Bl. 13, S. 163. Anna Wenigers zu Nordhausen bekannte bei der peinlichen Befragung folgenden Feuersegeln: „Dies Haus und Hof umgeht ein Brand, das hat der Herr Jesus gemacht mit seiner Hand; Feuer vom Dach, Sieb von der Tür, der Herr Jesus steht selbst dafür“ (Harzzeitschr. 24). Über die Sage vom Feuerreiter mit seinem Feuersegeln bei Feuerbrünsten siehe Heft 3: Sagen, unter Sangerhausen. — Das Verbühen von Warzen auf den Händen: Bei Mondschein werden die Warzen mit einer Zwiebel gerieben, wobei gesprochen wird: Was ich sehe, das bestehet; was ich bestreiche, das weiche. Im Namen des Vaters usw. Ein sicheres Mittel, die häßlichen Warzen auf den Händen ohne große Mühe und ohne abergläubische Mittel loszuwerden, ist das, sie wiederholt mit Kreide zu bestreichen. Wer Warzen wegbringen will, muß einen Zwirnsfaden über die Warze binden und so viel Knoten machen, als Warzen vorhanden sind, dabei aber den Faden über die Hand halten, dann den Faden unter einer Dachtraufe oder an einem Orte vergraben, wohin man nicht wieder kommt, oder in ein frisch gegrabenes Grab werfen (Mansf. Bl. 1, S. 47—50). Neben diesem Warzenknoten spielt überhaupt der Knoten eine wichtige Rolle im Übergläubiken, wie in der Geschichte (man denke an den Gordischen Knoten) und im gemeinen Leben: es gibt eine ganze Anzahl künstlich geschränkter Knoten, wie jeder Kaufmann weiß. Als nach der Edda Völi (der germanische Teufel) von den Göttern abgeurteilt wurde, hegte ein seidener Faden mit kunstvoll geschlungenem Knoten den Thingplatz ein, wodurch jeder Störenfried ferngehalten wurde. In einem alten Arzneibuche wird gegen den sog. „Wurm“ am Schwanz der Kuh folgendes Rezept empfohlen: Wenn das Vieh nicht frischt und krank ist, so greift man es an den Schwanz. Ist er weich und weß, so daß man ihn umbrechen kann, so muß man den „Wurm schneiden“, indem man so tief wie etwa die Hälfte der Breite eines gewöhnlichen Brotmessers in den Schwanz schneidet, neun Gerstenörner in die Wunde legt und sie mit einem roten Seidenfaden zubindet und neun Tage daran läßt und dann wieder losschneidet; die Krankheit ist gesesselt,

die Zauberfessel tut ihre Wirkung, ein Verfahren, das man bei Krankheiten der Kühle noch heute in der Grafschaft Hohnstein anwendet, ohne jedoch die neun Gerstenkörner des Aberglaubens zu benutzen. Überhaupt denkt man beim Schneiden des Wurms an keine abergläubische Handlung, sondern an eine natürliche Krankheit. Ist von Unholden die Milch verzaubert, so nimmt man von jeder Kuh etwas Milch, tut diese mit Salz, Rüß, Schwefel in eine Kindesblase und hängt diese an einem Faden mit neun Knoten neun Tage lang in die Esse. In manchen Dörfern bei Merseburg besteht für die Magd die Vorschrift, nie ohne Schürze den Stall zu betreten, weil sonst die Kühle verkalben. Auch hier soll der Schürzenknoten Unglück fernhalten. An dem Hauptportal der Neumarktkirche zu Merseburg ist dieses heidnische ZaubermitteL, der Knoten oder die Bandverschlingung, sichtbar. Eine Säule an der linken Seite ist in der Mitte geknotet. Der Steinmeß dieses Bauwerkes aus dem Ende des 12. Jahrhunderts wollte durch die geknotete Säule zum Ausdruck bringen, daß die Macht des „Bösen“ nicht bis in dieses Gotteshaus reiche. Wie G. Gröger, Kulturdenkmäler aus dem Merseburger Land, bei G. Schnelle, Merseburg, 1928, annimmt, sollen die Verknotungen, die uns an romanischen Denkmälern, meist an bedeutsamer Stelle, wie an Portalseiten und Türbogen, begegnen, Zauberbedeutung haben. Künstlerische Absichten scheinen nicht maßgebend gewesen zu sein, sonst hätte der Künstler zwei solcher Verschlingungen symmetrisch gegenübergestellt; aber man findet stets nur ein Zeichen. Dass aber diese Verknotungen keinen zauberischen Zwecken gedient haben können, zeigt folgende Tatsache. Nach dem um das Jahr 1000 erschienenen, bekannten Bußbuch des Bischofs Burchard von Worms wurde vom Beichtvater an den die Absolution Begehrden die Frage gerichtet: Hast du, wie gottlose Menschen dies tun, Verknotungen geschrüzt, um das Vieh vor Seuche und Absterben zu bewahren? Ums Jahr 1000 ist die Kirche darauf bedacht, solche zauberischen Neuerungen des Aberglaubens mit allen Mitteln auszurotten, wie das obige Bußbuch auch an anderen Stellen zeigt und wie schon das Langobardische Gesetz von 727 und die sächsische Abschwörungsformel von 743 durtun. Sollte man die Anbringung solcher verpönten Zaubermittel später an den Kirchen zugelassen haben? Bei der Ornamentierung übte die damalige Baukunst keine Symmetrie; meist gleich ein Ornament dem andern, wie man an den Pfeilern der Ulrichskirche zu Sangerhausen und den gleichaltrigen romanischen Kirchen, so auch im Kreuzgang des Klosters Walkenried sehen kann.

Wenn jemand Zahnschmerzen hat, so bohre er bei abnehmendem Monde mit einem reinen eisernen Nagel im Zahn, bis Blut kommt; dann schlage man den Nagel stillschweigend in die Nordseite einer Eiche, so daß die Sonne nicht darauf scheinen kann. „So lange der Baum steht, wird „er“ nie wieder Zahnschmerzen haben.“ So versichern die Büßenden. Und das trifft ein, nämlich was den Baum anbelangt. Wenn man die Exkremente eines Diebes in einem leinernen Säckchen in den Schornstein hängt, sieht der Mensch dahin, wie die Exkremente im Rauch vertrocknen. Wenn Wunden stark bluten, spricht man folgenden Segen: Christi Wunden schwellen nicht, Christi Wunden dessen nicht. Im Namen des Vaters usw.

Wenn jemand das Reißen (Rheumatismus) in den Beinen oder Armen hat, als ob es die Elben wären, so muß man Wachs nehmen und aus des Kranken linken Hemdsärmel ein Stück ausschneiden, das Wachs darüber tun und Lichte daraus ziehen, diese über die Tür stecken, einen Stunzen voll Wasser darunter setzen und folgenden Segen sprechen: „Herr, es ist heute Freitag, ein heiliger Tag, da Jesus an seine Marter trat; der befreite uns vor allem Nebel“ (gebraucht zu Nordhausen 1574).

Sehr verbreitet war schon im Mittelalter der Glaube an die Macht, Herzen nach Belieben lenken zu können durch die sog. „Liebestränke“, durch die ein Mädchen oder deren Mutter einen Freier für immer und unablässig an sich fesseln konnte. 1637 wurde dem Vorreiter auf dem Schlosse zu Stolberg ein Liebestrank in einem benachbarten Dorfe verabreicht, so daß er daran den dritten Tag starb (Zeitfuchs, Stolberger Kirchen- und Stadthist., 1717, S. 347). Noch um 1880 glaubte man in der Grafschaft Hohnstein an solche Liebestränke und verabreichte sie wohl auch. Man kann die Liebe einer Person gewinnen oder auch abstoßen, wenn man einen Laubfrosch in einen Ameisenhaufen eingebräbt. Aber man muß sich mit der Heimkehr beeilen; denn wer den Laubfrosch schreien hört, wird stumm. Der deutsche Volksglaube kennt allerlei geheime, aus uralten Zeiten stammende Zaubermittel, die Liebe zu erzeugen. Eine große Anzahl derselben hat 1895 Dr. Marsich in einem kleinen Werke zusammengestellt. Vergl. auch „Unfehlbares Zauber- und Wunschküßlein“, 1706. Da gibt es zunächst verschiedene Mittel, um die Aufmerksamkeit eines Erekoren oder umgekehrt auf sich zu ziehen, so Rosmarinbüschle, die das Mädchen bei sich trägt. Ist dadurch die Bezauberung eingeleitet, dann zwingt das Mädchen den Geliebten, an sie fortwährend zu denken, durch folgendes Gebet an den Mond (bei zunehmendem Mond) und an den Abendstern: Grüß dich Gott, Abendstern! Ich seh' dich heut' und allzeit gern. Scheint der Mond übers Eck Meinem Herzallerliebsten aufs Bett, laß ihm nicht Rast, laß ihm nicht Ruh', daß er an mich denken muß. Noch kräftiger wirkt es, wenn man nicht nur den Geist, sondern auch den Leib bezaubert, was meist in der Weise geschieht, daß man der betreffenden Person etwas vom eigenen Körper, etwa verbrannte Haare, Schweiß, Tränen oder Blut in Getränken beibringt. Das Mädchen schneidet sich während der letzten Jahresstunden in der Silvesternacht in den Finger und mischt drei Tropfen von ihrem Blut in einen Trank, den sie dem Geliebten gibt. Oder sie entwendet ihm heimlich einen Schuh oder Stiefel, trägt ihn acht Tage lang und gibt ihn dann zurück. Droht der Schatz einmal untreu zu werden, so gibt es einen Weg, ihn wieder zurückzuführen. Das Mädchen braucht nur in der Kirche drei Wachskerzen verkehrt anzuzünden und drei Vaterunser zu beten, oder sie reißt ihm heimlich ein Haar aus und steckt es unter ihre Türschwelle, so wird er dadurch herbeigezogen. Auch begangene Treulosigkeit zu fühnen, gibt es Mittel. Das betrogene Mädchen braucht nur um Mitternacht in eine unter Beschwörung angezündete Kerze einige Nadeln zu stechen und dabei zu sagen: „Ich stech' das Licht, ich stech' das Licht, Ich stech' das Herz, das ich liebe.“ Der Ungetreue muß dann sterben. Lange Zeit hindurch wurden

später diese Tränke ins Reich der Fabel verwiesen, bis endlich genauere Forschungen ihre tatsächlich vorhandene Wirkung erwiesen und sie in den heutigen verschiedenen Kräftigungsmitteln verwertet haben (Dr. H. H. Grunwaldt, Wahrträume der Menschheit, in „Die Woche“, 1928, No. 34).

Eine abergläubische Voraussage, die wohl meist zutreffen mag, ist die: „Gut gefrühstückt, ist gut für den ganzen Tag; gut geschlachtet, ist gut fürs ganze Jahr; gut geheiratet, ist gut fürs ganze Leben.“ „Wer letzteres trifft, ist Meister.“

Heute ist vieles von dem in der Götterlehre der Germanen, die in ihrer großen Liebe zur Natur, Naturverehrung, ihrem Naturverständnis und Natursinn in jedem organischen Wesen die Wohnstätte von Kobolden, Nixen, Gnomen, Zwergen und Hexen sahen, wurzelnden Abergläubiken dahin: Woran man einst glaubte, was man ehemals übte und worauf unsere Vorfahren schworen. Man erzählt wohl noch davon; aber man übt es nicht mehr, um nicht ausgelacht zu werden. Doch ist noch einiges geblieben, und ein bißchen Abergläubiken steckt noch heute in jedem Menschen, wenn man's auch nicht Worts haben will. Eins aber ist ganz geblieben, einst wie heute; nämlich die größte Thrammei der Welt, die Mode. Hat der Zeitgeist dem Menschen das Alte genommen, so sucht er sich einen Ersatz im Neuen. Und dabei kommt ihm unsere Zeit sehr entgegen, die mehr als mancher andere Zeitabschnitt für okkulte Dinge empfänglich ist. Nach dem Weltkriege ist ein neues Moment in das Gefühls- und Gemütsleben der Menschheit hineingetragen worden mit dem Zuge ins Mystische, eine Erscheinung, die auch bei andern Völkern in Zeiten des Niedergangs zu beobachten ist. Unter seiner Herrschaft hat zunächst der Spiritismus einen Aufschwung genommen, wenn auch auf diesem Gebiete nicht viel Neues vorgegangen ist. Denn schon vor 50 Jahren trat eine wahre Epidemie desselben ein (Tischrücken, Klopfsgeister, Geisterbefragen). Das Tischrücken gehörte als Unterhaltung fast zum guten Ton in der besseren Gesellschaft. Infolge der bedingungslosen Ablehnung durch die Wissenschaft trat aber bald ein Stillstand ein, ja man konnte glauben, diese Dinge seien als entlarvt für immer abgetan. Erst nach dem Kriege wurde man wieder an diese vergessenen Erscheinungen erinnert. Man hatte ihn inzwischen in ein System gebracht; ernsthafte Gelehrte beschäftigten sich mit der Materie; die Massensuggestion nahm die Sache in die Hand. Trotzdem hört man heute nur wenig von den Erfolgen des Spiritismus, trotz Dinters Geisteslehre. Der Spiritismus hat in den letzten Jahren eine starke Konkurrenz erhalten durch die Astrologie, die die Geister schon vor Jahrhunderten beschäftigt hat, aus der Stellung der Gestirne Deutungen für den einzelnen und das Volkswohl zu ziehen: Das Eintreten von Erdbeben, des nächsten Weltkrieges, des Weltuntergangs, Epidemien, Unfälle aller Art will man aus den Sternen lesen, für den einzelnen die Vorhersage: Was wird das Jahr 1930 dir bringen? aus dem Geburtsdatum zu erfahren. Die Entdeckung von Atlantis u. a. versunkenen Welten ist anzuführen. Unsere ungünstige Wirtschaftslage bringt es mit sich, Rat und Hilfe zu suchen, wo sie einem geboten werden könnten. Der Erbschaftsschwindel spukt wieder in den Köpfen und treibt gerade in unserer Gegend seine Blüten (die Schäfersche Millionen-

Erbshaft zu Hamma, Artern, die vor mehr als hundert Jahren schon zur Ausschüttung gelangt und damit für immer erledigt ist, die Reinhardtsche Erbshaft zu Tilleda u. a.). Der Besuch der Kartenschlägerinnen, deren eine Schenkefribe prophezeite, er würde kein Witwer und recht gehabt hat; denn Schenkefribe hat sich nie verheiratet. Eine verwandte Erscheinung ist das Buratezichen der Vertreter der vielen Kurverfahren (Augendiagnose, Urinbefichtigung der sog. „Wasserdoctoren“, Hypnose, Magnetismus, Vitaminenschwärmeri, übertriebene Bazillenfurcht; allerhand Heilmittel: Stubkamp-Salz, Lukutate, Biochemie u. v. a. Der Zug ins Mystische zeigt sich auch auf religiösem Gebiete und findet seinen Niederschlag in allerlei neuen Selen: Ernst Bibelsforscher, Apostolische Gemeinde.

Volkstum.

Volkstümliche Sitten und Gebräuche im Kreise.

Literatur: Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 1863. Ein recht brauchbares, grundlegendes Werk. Reimann, Deutsche Volksfeste im 19. Jahrh., 1839, 2 Bändchen. Erk.-Böhme, Liederhort, 1890, 4 Bände.

Die drei christlichen Hauptfeste.

Weihnachtskreis.

Nikolaustag (6. Dez.) Bischof Nikolaus in Italien, der kinderfreundliche Bischof von Mira, ein Zeitgenosse Konstantins des Großen, gestorben 342, war der Schutzpatron der Kinder, Jungfrauen, Schiffer und Kaufleute, der gern aus der Not half und überall seine Gaben austeilte, zugleich Nationalheiliger der Russen. Ältere Kinder, Geschwister, früher auch Erwachsene, verkleiden sich (Pelz, Pelzmücke, oder nach Art des fabelhaften Mummels, Mummelmanns, Mummelbären, der ungewogene Kinder frisst, eine Art Buz, Buz, Bohemann, Bopans, Schotenhüter, in West-Nordthüringen Schatentuffel, in Böhmen Rumpans, eine Schreckgestalt) und gehen am Nikolaustage und am heiligen Abend als Knecht Ruprecht (im Osthartz, in der Mittelmark, bei Halle) oder als Nikolaus (im Nordharz; in der Goldenen Aue und in der Grafschaft Hohnstein kannte man bisher am 6. Dezember weder den Knecht Ruprecht noch den Nikolaus, sondern nur den „heiligen Christ“, auch „Weihnachtsmann“ genannt, und zwar am Weihnachts-Heiligabend) mit Sack und Rute in die Häuser mit kleinen Kindern, fragen diese, ob sie beten können: „Kannst du beten?“ Beten sie, so erhalten sie Nüsse, Apfels, Gebäck und Zuckerzeug, wenn nicht, siehe mit der Birkenrute (Mythus: die umziehende Gottheit, Nikolaus ist ein Schimmelreiter, wie Wodan auch). Der Name Ruprecht soll aus einem Beinamen des Wodan zu erklären sein: hruodperaht, Wruodpera, der Ruhmglänzende (Wotan). Der Nikolaus geht auch vom Nikolaustage an bis zum heiligen Abend von Zeit zu Zeit in die Häuser und fragt, ob die Kinder artig sind und beten

können. Vor dem Schlafengehen stellen dann die Kinder ihre Schuhe vor die Kammertür und bitten Nikolaus um seine Gaben; am Morgen finden sie dann allerhand Gebäck etc. darin. Die Bäcker buken ehemals zu diesem Tage Nikolauszöpfchen. In Sangerhausen hing man um 1850 am Andreastage (30. Nov.) die Kleider vor dem Schlafengehen auf den Haussflur, die dann am Morgen mit Nüschereien gefüllt waren. Über Nikolaus und seinen Tag vergl. Aus der Heimat, Beilage zum Nordhäuser Courier, 1891, Nr. 49 (der Nikolaustag in Thüringen), 1895, Nr. 1, 49, 50, nach v. Reinsberg-Döringsfeld S. 360ff. Dr. Radtke, Sitte und Brauch im Helmegau, 1884. — Zu Stolberg wurden ehemals am Nikolaustage Pfefferkuchen, Puppen u. a. Spielwerk von der Stadt an die Kinder verschenkt: 1507 gab der Rat am 4. Dez. 2 Groschen aus „für Docen (Puppen u. a. Gockelwerk, welche die Frau Gräfin von St. Nikolaus den Herrlein und Fräulein hat bringen lassen.“ 1510 erhielt der junge Graf zu Stolberg zum heil. Nikolaus 7 Gr. Am Nikolausabend erhielten die Kinder 7 Paar Messer, Taschen, Essen und Pfefferkuchen, Bilder, Reuter u. a. Narrenwerk (Harzzeitschr. 17, S. 181).

In der Adventszeit fanden noch bis etwa 1895 im Mansfeldischen Umzüge statt, so zu Wimmelburg; man sah dabei Engel, Maria und Joseph, Hirten, den Knecht Ruprecht etc. (Mansf. Bl. 1, S. 31). Vom 1. Advent bis zum 1. Januar zogen die Chor- und Schulknaben umher und sangen vor den Häusern; daher heißt der Advent auch Singezeit, in Süddeutschland Erwachsene und Kinder in den Donnerstagnächten vor Weihnachten, den sog. heil. Nächten. Bei uns fertigen sich die Kinder am 1. Advent einen „Adventskalender“, d. i. die Borderseite eines Hauses aus Pappe mit 27 Fenstern (bis Weihnachten); jeden Tag wird ein Fenster geöffnet; ein dahinter stehendes Licht erleuchtet die mit Seidenpapier beklebten Fenster. Wie am Andreastag, so gießen auch in der Adventszeit Mädchen geschmolzenes Blei in kaltes Wasser. Aus den Formen will man das Gewerbe des Zukünftigen erkennen.

Weihnachten. Ahd. wiha, heilig. Es ist das Julfest unserer nordgermanischen Vorfahren. Erhalten hat sich das Wort noch in dem „Julklapp“, einer Sitte in manchen Gegenden (Vorpommern) und in Dänemark und Skandinavien, die darin besteht, daß der Weihnachtsmann seinen Sack mit Geschenken nach lautem Pochen an der Tür mit vielem Gepolter in das Zimmer ausschüttet, wo alle versammelt sind. Jeder sucht sich sein sorgsam und vielfältig eingepacktes, mit Namen versehenes Geschenk heraus. Unsere nordischen Vorfahren feierten um dieselbe Zeit ein Sonnenwendfest. Daher wurde die Bezeichnung Jul auch auf das christliche Weihnachtsfest übertragen. Hinsichtlich der sprachlichen Deutung des Wortes gehen die Ansichten ziemlich auseinander. Im Wendischen heißt juel das Rad, womit die Sonne versinnbildlicht wird. Bei den Angelsachsen hieß Weihnacht geol, gehol (Sonne, deren Sinnbild das Rad ist), also Radfest, Sonnenfest, altnordisch hiol, jol, das bei den Südgernanen nicht nachweisbar ist. Manche Gelehrte meinen daher auch, daß das Wort Revolution, Aufruhr bedeute, was darauf hindeutet würde, daß das Julfest zur Zeit der Winter-Sonnenwende gefeiert wurde.

und daran erinnere, daß nun der ausschließlichen Herrschaft des Winters der Krieg angesagt wurde. Andere meinen, daß Wort Jul bedeute soviel als Fest; Gwyl und Gool findet man auch in altgermanischen Dialekten zur Bezeichnung eines Festes. Ueber das Julfest in Dänemark, Schweden siehe v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 1863, S. 387 ff. Der Lichterglanz des Weihnachtsbaumes erinnert an das Sonnenfeuer, die Weihnachtsstollen oder bei uns die Wecken an das Gebäck des Julevers (ein Brot aus bestem Mehl, auf dem ein Eber oder Widder abgebildet ist). Wahrscheinlich wurden früher auch Julfeuer angezündet. Das Weihnachtsfest wurde bis zur Mitte des 4. Jahrh. als Geburtstfest Jesu nicht gefeiert; man feierte vielmehr am Epiphaniasthete die Geburt und Taufe Jesu als Doppelfest. Man nimmt an, daß es der Bischof Julius (337—352) eingesezt habe, indem er eine Trennung der beiden Feste vorgenommen und das Geburtstfest auf den 25. Dezember verlegt habe. Der Weihnachtsbaum erscheint als eine Schöpfung des Christentums; denn ein heiliger Baum kommt im alten Mythus nicht vor. Doch spielt in der nordischen Julfeier die Eberesche die Rolle des Tannenbaumes. Bei den Angelsachsen gab die Mistel der Julfeier ihre Weih. Nur in Deutschland kennt man den Weihnachtsbaum; der germanische Norden kennt ihn nicht. Der Weihnachtsbaum ist auch bei uns erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts bekannt. Im 17. und 18. Jahrh. und noch vor 100 Jahren hatte man auch in hiesiger Gegend statt des Christbaumes (Tanne) einen drehbaren Holzständer, die Weihnachtspyramide, die sich am längsten in Berlin erhalten hat, wo sie noch in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrh. verkauft wurde. Das Sangerhäuser Museum besitzt einen solchen Engelstock aus Holdenstedt, eine Art der noch heute hier und da gebräuchlichen Weihnachtspyramiden. Eine etwa zwei Meter lange Stange ist in einem Holzblock eingelassen, aus deren unterem Ende 5—6 Stäbe schräg heraussehen, an denen Lichter (Wachslichter) oder kleine Blechlämpchen befestigt werden. Ueber diesen Lichtstäben steht ein Absatz mit kleineren Lichthaltern. So folgen nach oben noch 5 immer kleiner werdende Kreise. Auf ihnen stehen hölzerne Engelsfiguren, im ganzen etwa 20, mit Blechlampen. Die Spitze trägt einen größeren Engel, der eine Fahne trägt. Die oberen Kreise sind drehbar, was durch eine Schnur bewirkt wird. In Holdenstedt befinden sich noch drei solcher Ständer, die etwas jünger sind. Sie sind zerlegbar. Vor Weihnachten stellen sie die Konfirmanden für die Christmette zusammen und befestigen sie vor dem Altar und in den Kirchenstühlen. In den Grunddörfern des Mansfeldischen sollen solche Stöcke auch noch vorhanden sein (Der Harz, Monatsschr. des Harzklubs, 1924, Dez.-Nr., S. 749.) Noch 1888 war das Anpuzen eines Christbaumes zu Horla, wo es doch Weihnachtsbäume in Hülle und Fülle gibt, wenig im Gebrauch. Das eigentliche Kinderfest, die Kinderschau, war zu Neujahr. Alle Kinder, die nur laufen konnten, gingen von Haus zu Haus und erbaten Gaben. Mit dem Weihnachtsfeuer der Alten war ein Opfermahl verbunden. Darauf deuten die Kuchen, der Honigkuchen, Lebkuchen, der bereitete Heringssalat und Grog (Ueber Weihnachtsgebäck, Wecken oder Stollen vergl. Aus der Heimat

1895, Nr. 51, 1896, Nr. 1, 2). Paulus Kassel, Weihnachten, Ursprung, Gebräuche und Aberglauben, 1875. — Am Heiligabend kommt der Weihnachtsmann oder Knecht Ruprecht (Gott Freyr oder Fro oder Wodan). Er ist verkleidet und vermummt, entstellt seine Sprache, lässt die Kinder beten; wer nicht beten kann oder nicht beten will, der bekommt die Rute und wird nicht beschenkt. Törichterweise macht man die Kinder mit dem Weihnachtsmann zu fürchten. Er hat einen Hund in dem Sacke und prügelt auf diesen ein, daß er heult; das sollen die ungezogenen Kinder sein, die er eingesteckt hat. 1375 war am Südharze „Der Kinder Weihnachten“ (die Bescherung) am 3. Feiertag, seitdem am heil. Abend oder am 1. Feiertag früh nach der Christmette. Zu allen Zeiten hat man das Auftreten vermuunter Personen als Christkind verboten. 1682 verbot der Großherzog von Mecklenburg diesen Brauch, wobei Nikolaus und Martin vertreten waren, der aber in der Tat „in stockfinstern Heidentum den Ursprung hat.“ 1772 zeigte der Pastor Kenkelmann zu Oberröblingen dem Superintendenten an, daß sich einige junge Leute unterfangen hätten, am Weihnachtsabend verkleidet im Dorfe umherzugehen und in vielen Häusern, wo Kinder seien oder wohin sie gerufen würden, allerhand Narrenspassen zu treiben und in ärgerlicher Kleidung und Pelzen auf den Gassen Lieder zu singen und unter Begleitung einer Menge Zuschauer allerhand Possen, Geschrei und Lärm zu verüben. Das Konsistorium befahl darauf der weltlichen Obrigkeit, die Täter zu bestrafen. — Weihnachten trat früher als Geschenktag hinter St. Nikolaus zurück. 1516 schenkte der Rat zu Stolberg den gräflichen Kindern zum heiligen Christ: 1 Feder, Taschen, Beutel, 1 Gürtel, dem Fr. Juliane 1 gold. Huber für 6 Goldgulden. Weihnachten war neben Martini, Neujahr und der Woche bis Sebastian (20. Jan.) und Lichtmeß die Zeit der Lichter. 1507 kaufte man auf dem Schlosse zu Stolberg 10 Pfund Wachs zu Weihnacht, 3 Pfund zu Neujahr „zu des Christkinds Licht“; 4 Pfund Wachs auf die Krone (Kronleuchter) zu Rosla, 10 Pfund ins Stolberger Schloß zu Weihnacht, 6 Pfund zu Sebastianslichtern, 1 Pfund zu Waldlichten, 40 Pfund zu Lichtmeß (Harzzeitschr. 17, S. 182). Im Hohnsteinischen, in der Goldenen Aue geht der Weihnachtsmann, das Christkind in die Häuser, wo Kinder sind, der die Kinder fragt: „Kannst du beten?“ darnach die Kinder beschenkt oder mit der Rute schlägt. Er meldet sich mit einer Klingel an. In der Christnacht soll sich das Wasser in Wein verwandeln; um Mitternacht soll das Vieh auf die Knie fallen und reden. Die Vorstellung von dem segensreichen Umzuge der Götter trägt die Christmette in sich, die entweder am heil. Abend oder am Morgen des Christtages stattfindet. Jedes Kind geht mit einem Wachslicht in die Christmette; man stellt den Wachsstock in der Kirche vor sich auf die Lehne der Bank (unterer Teil des Kreises Sangerhausen). Wenn die Kinder heimkommen, findet die Bescherung statt. Jedes Kind bekommt zu Weihnachten auch von dem Paten 1 Wecken, 1 Licht und 1 Pfifferluchen. In Sangerhausen hielt man zu Weihnachten 1803 zum erstenmal die Christmette in beiden Kirchen wegen der starken Beteiligung, bisher nur in einer. Die Mette am 3. Weihnachtstage wurde eingestellt; man

hielt nun nur noch 2 Metten (am 1. Tage um 5, am 2. um 6 Uhr morgens). 1847 beantragte der Superintendentur-Vikar Rhone zu Wallhausen die Abschaffung der Christmette in der Ephorie Sangerhausen, weil dabei allerlei Unsug verübt werde und sie nur „eine Kinderkomödie“ sei. Die Stadt Sangerhausen war damit nicht einverstanden; der Rat versprach polizeiliche Maßregeln bei Abhaltung derselben; das Konsistorium mahnte aber zur Vorsicht bei der Ausübung derselben. In der Weihnachtsmette zu Katharinenrieth morgens 5 Uhr sangen noch 1876 8 festlich mit Chorhemden und farbigen Bändern geschmückte Schulknaben, die die Hirten von Bethlehem darstellen sollten, vor und nach der Predigt Wechselgesänge. Der 3. Weihnachtstag (27. Dezember, Vorabend des Tages der „Unschuldigen Kindlein“ von Bethlehem) war der K i n g e l t a g (Kindertag, 1490 K undeltag). Es ist, als wollten die Kinder gleichsam als Rächer die Erwachsenen strafen, schlagen. In Oberöhringen wird das „K i n g e l n“ am Tage der unschuldigen Kinder (28. Dez.) 1757 erwähnt, ebenso in Großleinungen 1783 als K i n g e l t a g, bei Quedlinburg „K i n g e r n“. Grimms Wörterbuch V, 731 und Adelungs Wörterbuch II, 1577 haben kindern, Kindertag, kindela, K i n d e l r u t e. Das Wort und die Sitte ist nicht Mansfeldisch, sondern nordthüringisch (Grafschaft Hohnstein, Goldene Aue, südlicher Vor- und Unterharz, nicht Osthartz (Mansfeldisch)). Im Mansfeldischen werden die Burschen und Mädchen am Mittwoch nach Ostern aus dem Bette geklingelt, daher K l e n g e l m i t t w o c h, k l e n g e l n, k l ä n g e l n von Klingen, Klang; zu Leipzig, am Harz, bei Halberstadt und Braunschweig am Aschermittwoch. In Niedersachsen war noch 1811 ein K i n d e l t a g, K i n d l e i n s t a g am Mittwoch nach jedem der drei Hauptfeste, da die Kinder dann noch Schulferien haben. In der Frühe machen sich im Hohnsteinschen und in der Goldenen Aue die Kinder, meist die Knaben, zum K i n g e l n mit Ruten auf und schlagen damit die Kinder, die sie noch im Bette und später alle, die sie im Hause und auf den Straßen treffen, nicht selten auch schon ältere Kinder und Erwachsene, mit den Worten: Guten Morgen, guten Morgen! Von ein und demselben Knaben darf man aber nur einmal „geklingelt“ werden. Am Abend klingen gewöhnlich die jungen Burschen die jungen Mädchen; jeder, der klingen will, muß vorher erst von einem anderen geklingelt sein, keiner darf ungeklingelt bleiben. Gaben werden hierbei nicht gesammelt; wohl aber kommt es in Sangerhausen den K i n g e l n d e n auf solche an. Sie sagen daher auch, wenn sie in ein Haus kommen, in dem gar keine Kinder sind: Mi wulln klingen! oder fragen: Darf ich klingen? Am Petersberge bei Halle herrscht dieselbe Sitte des K i n g e l n s, aber erst am Aschermittwoch, im mittleren Unstruttal am Silvestermorgen. 1599 wird es in der Herrschaft Lauenstein „dingeln“ genannt, von „dengeln = schlagen, klopfen, die Sense wird gedengelt, im Hohnsteinschen gekloppt, geschärfst.“ Da die alte K i n d e l s i t t e zur Zeit des kurzen Laufes des Sonnenrades stattfand, so hat man den heidnischen Brauch durch den biblischen Tag der unschuldigen Kindlein ersetzt. In der Grafschaft Hohnstein und auch anderwärts geschieht das K i n g e l n, hier K i n g e r n genannt, auch am 1., 2. oder 3. Weihnachtstag (Aus der Heimat 1891, Nr. 52, 1892, Nr. 1. Mansf.

Bl. 1, S. 56). Im Harz ist der 28. Dezember der Waldmannstag, an dem man nicht in den Wald gehen darf, weil da der wilde Jäger sein Wesen treibt, überhaupt der Wode oder wilde Jäger, die Frau Gode oder Frau Holle die Uebertreter mancher Vorschriften bestrafen.

Die heiligen 12 Nächte (Weihnachten bis Epiphanias, 6. Jan.). Zu Anfang, in der Mitte (Neujahr) und am Ende dieser Tage sind Feste. Es waren die heiligsten Tage unserer Altvorderen. Die 12 Götter (Asen) zogen von der Himmelsburg zu den Wohnungen der Menschen, um ihnen Heil und Segen zu bringen. Wodan zog mit seinen Einherien, d. s. die Gefallenen, durch die Luft (wilde Jäger). Der Mensch sollte in diesen heiligen Zwölfen seine gewöhnliche Hantierung lassen, sonst werde er gestraft an Gut oder Leibe. Spinnt man während dieser Tage, so beschmutzt Frau Holle oder Herodes (Beiname der Freia oder Holda) den Wocken; in dieser Zeit soll man keinen Flachs auf dem Wocken lassen, weil ihn sonst Frau Holle verunreinigt; näht man, so legen die Hüherer in dem Jahre nicht. Wer „Hülsenfrüchte“ in dieser Zeit isst, bekommt Schwären, oder die jungen Gänse bekommen schiese Hälse. Den Umzug der Götter glaubte man mit Sturm verbunden. Je mehr der Sturm in der Christnacht weht, desto mehr Obst gibt es im nächsten Jahr; der Obstzüchter sieht es gern, wenn sich die Bäume „rammeln“, d. h. mit den Zweigen aneinanderschlagen; weht kein Wind, so muß man die Bäume schütteln. Wer die Läden in der Christnacht mit einem Strohseil umwickelt, sorgt dafür, daß ihnen Wetter und Wasser nichts schadet. Gelingt jemand in der Christnacht ein Diebstahl, so hat er das ganze Jahr Glück beim Stehlen. So oft der Hahn am Weihnachtsmorgen kräht, soviel Taler kostet das Getreide im nächsten Jahr. Wenn ein Mädchen wissen will, was für einen Mann sie bekommt, so geht sie in der Christnacht in die Scheune, um eine Handvoll Halme zu holen; sind Weizenhalme dabei, so bekommt sie einen reichen Mann. Wer um 12 Uhr einen Holzkloß ins Feuer wirft und die Holzkohle zerstampft, erhält ein Pulver, das gegen alle Krankheiten gut ist. Was man in den 12 Nächten träumt, geht in Erfüllung. Vergl. Rackwitz S. 17, 18. Aus d. Heimat 1891, No. 50, 51, 1895, No. 1. Weihnachtsgebräuche im Mansfeldischen Mansf. Bl. 1 (1887), S. 32, 33, aufgezeichnet um 1730). An den Tagen der zwölf heiligen Nächte darf man keine Erbsen, Linsen u. a. Hülsenfrüchte essen. Überhaupt sind diese Zwölfen die geheimnisvollste Zeit des Jahres. Nach ihnen glaubt man das Wetter vorausbestimmen zu können: Wie sich das Wetter vom Christtag bis heil. Dreikönig verhält, so ist das ganze Jahr bestellt. Was man in diesen Nächten träumt, soll der Reihe nach in den zwölf Monaten des Jahres in Erfüllung gehen. In diesen Tagen durfte man nicht spinnen, eigentlich auch nicht arbeiten.

Silvester hat seinen Namen vom Papst Silvester, der am 31. Dezember 335 starb; der Tag ist ihm geweiht. Ueber Gebräuche am Silvester in allen Gegenden vergl. Aus d. Heimat 1893, No. 1. Wer Hering am Silvesterabend isst, hat das ganze Jahr Geld. Reicht ein Mädchen einem Burschen unaufgesordert einen Trunk, so wird dieses sicher seine Frau. Das junge Volk sagt, wenn man nach dem Genusse des Herings nicht

trinfe, so erscheine einem in der Nacht im Traum der Zukünftige und bringe ein Glas Wasser. Die Silvesternacht ist geeignet, die Zukunft zu enthüllen. Daher gießen Burschen und Mädchen durch einen Erbschlüssel Blei in ein Gefäß mit Wasser; aus den Figuren will man den Beruf des Zukünftigen erraten, doch muß alles stillschweigend geschehen. 1714 beschwerte sich der Edelmann zu Reinsdorf, daß in der Neujahrsnacht „mit Schießen, Schreien und Musizieren ein großer Tumult gewesen, namentlich der Knechte“. Alte Weiber schlagen Bibel oder Gesangbuch auf, um aus dem zufällig aufgeschlagenen Spruch oder Lied die Ereignisse des kommenden Jahres voraus zu sagen. Schlag 12 sollen die Tiere im Stalle reden können. Da werden auf einen Augenblick alle Wasser zu Wein, alle Bäume zu Rosmarin (letztere dem Freyr oder Fro heilig). Die Knechte klatschen in dieser Nacht mit ihren Peitschen vor den Häusern und erhalten ein Trinkgeld.

Neujahr. In Sangerhausen und auch anderwärts rief man sich am Neujahrstage ein „Prosit Neujahr“ auf der Straße zu; seit den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts werden Glückwunschkarten verschickt und Besuche gemacht (Franke, Notizen von S., S. 72). Zu Neujahr wünschten Nachtwächter und Hirten: „Gesundheit, brave Nahrung und ewige Seligkeit“. Als zur Bettelei ausgeartet, wurde das Singen der Kinder vor den Türen am 3. Weihnachtstage oder zu Silvester verboten. Eine erst vor kurzem aufgehörte Bettelei war das Gratulieren der Schornsteinfeger-Gesellen zu Neujahr. In Sangerhausen wurde in der Stadtordnung von 1482 das Singen zu Neujahr verboten, „ausgeschlossen die Schüler (Kurrende) und Hirten“. In der Stadtordnung von 1673 wurde das Singen und „das neue Jahr zu holen“ nur den „Schülern, Küstern, Stadtknechten, Wehmüttern und Hirten“ erlaubt. Das Neujahrssingen der Schullehrer mit ihren Schulkindern oder mit den Adjutanten (Kirchenchor) sollte 1835 abgeschafft werden, bestand aber mit den Adjutanten meist noch um 1870 auf den Dörfern, in Sangerhausen mit den Schülern bis 1837. 1844 kam es z. B. zu einem Vertrage zwischen der Gemeinde Ritterburg und dem Kantor daselbst wegen des Neujahrssingens; 1847 zahlte die Gemeinde Voigtstedt eine Entschädigung an den Kantor zu Nikolausrieth, der dort zum Singen berechtigt war, wegen des Neujahrssingens. In Sangerhausen fielen mit dem 1. Januar 1837 die bisher üblichen Neujahr- und Osterumgänge (Osterei) der Lehrer, Kirchner, des Stadtmusikus, des Stadtwachtmeisters und der Leute des Schornsteinfegers weg. Sie sollten dafür aus der Stadtkasse entschädigt werden. In Stolberg wird das Neujahrssingen 1431 erwähnt. Seit 1863 wird in Sangerhausen das neue Jahr durch Glockengeläut 12 Uhr nachts angekündigt. Am Silvesterstage und am 3. Weihnachtstage und zu Neujahr gingen die Kinder vor den Türen singen, um Gaben zu heischen, wie noch heute, aber nur vereinzelt. Gewöhnlich sangen die größeren Kinder, indem sie die Weihnachtschoräle oder Weihnachtslieder herunterleierten oder gar in rasendem Tempo und nicht mehr choralmäßig sangen, wie: „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich“. Kleinere Kinder sangen: „Ich bin ein kleiner König, Schenkt mir nicht zu wenig; Ein Pfennig ist zu wenig,

Ein Dreier (Sechser) ist gerade recht; Ich bin ein kleiner Schäferknecht.“ Gab man ihnen nicht sofort etwas (Geld, Apfel, Kuchen), so sangen sie: „Laßt mich nicht zu lange steh'n, Ich muß noch viele weiter geh'n“ (Grafschaft Mansfeld, Grafschaft Hohnstein). Andere Lieder waren: „Herodes ignkt zum Fenster raus; Er hat 'nen Kopf wie 'ne Fledermaus.“ Oder: „Es geht 'ne goldne Schnur ums Haus, Frau (Name der Frau des Hausbesitzers) guckt zum Fenster raus. Sie wird sich wohl bedenken, Will uns was Schönes schenken.“ Oder: „Mein Vater hat große Knöpfe am Rocke, Ist kleine von Person, Wo jeder Knöpp ein'n Taler kost' i, Dem Mann bin ich sein Sohn.“ Oder: „Rosen rot, Rosen rot, Zwei auf einem Stengel., Der Herr ist schön, der Herr ist schön, Die Frau ist wie ein Engel.“ Das „in das neue Jahr Springen“ war eine böhmische Sitte. Die Knechte und jungen Burschen verkündeten im Hohnsteinischen und bei Halle durch anhaltendes lautes Peitschengeknall das neue Jahr. Die Kinder wünschten ihren Vätern das Neue Jahr. In Tirol, Böhmen, Niederrhein werden die Namen der heil. 3 Könige Aspar, Melchior und Balthasar (C, M. B.) auf einem Zettel in den Ställen angeklebt, um Viehseuchen abzuwenden. Über den Haustüren konnte man früher in die Säule eingeschnitten die Buchstaben C M B lesen.

Epiphaniastest oder Fest der heiligen Drei Könige (trium regum) am 6. Januar. In diesem Fest hat sich Heidnisches und Christliches gemischt: Die seit dem 5. Jahrhundert verbreitete Legende, wonach die Magier aus dem Morgenlande Könige gewesen sein sollen, gleicht dem Mythus der wohltätigen Wanderung der Götter; der Stern ist das Sonnenrad. Es fanden an diesem Tage Umzüge statt mit Umzugs- oder Anfangsliedern, auch Heischeliedern. Die meist nur noch in Resten vorhandenen Dreikönigs- oder Sternendreherlieder sind das letzte Überbleibsel von den durch das ganze Mittelalter üblichen Spielen, in denen die heilige Geschichte dramatisch dargestellt wurde. Sie arteten später in Bettelreihe aus und wurden polizeilich verboten. Im Harz betrachteten es manche Orte als ein Privileg, als die heiligen drei Könige „ins Land“ (d. h. ins Flachland, nördlich und südlich vom Harz) zu ziehen, vom Volke „die Sternküder“, Sternendreher genannt. Die alte fromme Sitte der heil. 3 Könige, der sog. Sternendreher war längst zur Bettelreihe herabgesunken, sodaß eine Verspottung (Goethe in seinem Scherzliebe von 1781) nahe lag. Sie selbst sangen: „So seind wir doch vom finstern Stern; wir essen und trinken und zahlen nicht gern. (Erl-Böhme, Liederhort II, Nr. 1195, Str. 21, auch Böhme, Kinderlied und Kinderspiel, 1897, Nr. 1699—1707), was 1718 ein Sprichwort war. Die umfangreiche Literatur über das Sternendreherlied siehe Erl-Böhme, Liederhort III, S. 119, darunter H. Bröhle, Volksl. und Volkschausp., 1855, Seite 252. Im Harz hat sich das Spiel noch bis um 1875 erhalten. Manche Orte im Harz betrachteten es als ein Privileg, als die heil. Dreikönige „ins Land“ zu ziehen, vom Volke die „Sternküder“, auch Sternendreher genannt. Namenslich sandte das Dorf Schierke am Brocken, wie v. Reinsberg-Düringsfeld S. 25 berichtet, viel solche Männer und Knaben in der Epiphaniastest aus. Sie legten große Bärte an, Verücken

etc., schwärzten sich die Gesichter und sangen vor den Türen: „Wir sind die heiligen 3 Könige aus dem Mohrenland, die Sonn' hat uns so schwarz gebrannt. Wir sind die echten Mohren und haben schwarze Ohren.“ Einer der Männer und Knaben trug auf der Schulter, an einer Stange befestigt, einen geschmückten, einer Laterne ähnlichen Kasten aus Pappe, den „Herodeskasten“, mit einem drehbaren Stern aus Pappe darauf. In dem Kasten saß eine Puppe und sah zum Fenster heraus; das war Herodes. Der Kasten war durch Lichterchen erleuchtet. Sie sangen: „Herodes guckt zum Fenster raus, Er hat ein'n Kopf wie 'ne Fledermaus. Herodes sprich in seinem Sinn: Wo seid ihr gewesen, wo wollt ihr hin? Nach Bethlehem, der Davidstadt, Wo das kleine Kind geboren ward. Das kleine Kind, der große Gott, Der Himmel und Erde erschaffen hat.“ (Aus d. Heimat, Beil. zum Nordhäuser Courier, 1892, Nr. 3, 1893, Nr. 12, 1896 Nr. 1). In der Grafschaft Hohnstein (Landkreis Nordhausen) waren es Ellricher, die mit ihrem Herodeskasten noch um 1875 kamen. In der Gegend der mittleren Unstrut waren es Personen aus Kannawurf, die noch um 1875 den Herodeskasten in derselben Weise umtrugen. Diese harmlose Schaustellung, die aber doch eine Bettelei war, wurde in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts als solche verboten, was aber nicht viel half, bis es um 1875 von selbst aufhörte. Auch in der Mark Brandenburg, in Sachsen, Hessen, Westfalen, Niederrhein, Schwaben, Holstein, Dänemark, Schlesien zogen um 1840 die sog. Sternendreher oder Sterngucker in derselben Weise im Lande umher. Sie sangen dabei allerhand Verse einzeln und im Chor (Kuhn, Märkische Sagen, 1843, S. 347—354). Das Goethesche Scherzlied von 1781 heißt: „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern, Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern“, ist einem Volksgesange bei den früheren Umzügen der heil. 3 Könige nachgebildet. Siehe darüber Erl-Böhme, Liederkort, III (1894, S. 113, wo auch mehrere Sternendreher- und 3 Könige-Lieder mit vielen Strophen abgedruckt sind; auch Erls Liederschätz III, 28. Mit der Melodie von Belter 1810 wurde das Lied 1810 schon in Berlin gesungen. Der Sternendreher-Umzug ist beschrieben in dem von dem Dichter Göckingk zu Ellrich seit 1784 herausgegebenen „Journal von und für Deutschland“ 1789, 1.—6. Stück. Auf manchen Dörfern Thüringens führten auch Einheimische den Umzug auf, bis man solche polizeilich verbot.

Bon Weihnachten bis Epiphanias (12 heiligen Nächten) zieht Frau Holle durch die Luft mit ihrem Heer. In Niedersachsen erscheint sie als grauköpfige Alte mit langen Bähnen, verunreinigt den Wocken der faulen Spinnerinnen, steckt den fleißigen ein Geschenk hinter den Wockenbrief. Am Dreikönigs-Tage darf man keine Hülsenfrüchte essen, weil man sonst einen Ausschlag ins Gesicht bekommt.

Österkreis.

Lichtmess oder Mariä Reinigung, Mariä Lichtmess (Purificationis Mariä) am 2. Februar. Wenn die Kerzen (Wachs) in der Messe vom Geistlichen geweiht waren, zog die Gemeinde mit angezündeten Kerzen, Marienlieder singend, um die Kirche. Lichtmess ist immer noch ein

Tag des Abglaubens, der aus der germanischen Vorgeschichte herührt und daher im Heidentum wurzelt. An Mariä Lichtmesse peitschten die Knechte und Mägde einander mit Ruten aus den Betten (bei Halle), was man das „Lerchenwecken“ naunte. (Frühlingsfest, wie bei uns am Kindertag). Lichtmesse spielt in der Wetterkunde und der Wirtschaft des Landmanns eine große Rolle. Man sagt: Lichtmess ist der Winter halb gemessen. Lichtmess können die Herren am Tage essen. Lichtmesse hell und klar, gibt noch viel Schnee, aber ein gutes Frühjahr (auch Flachsjahr). Lichtmesse dunkel, macht den Bauer zum Fumber (reich). Lichtmesse hell und klar, gibt es 2 Winter im Jahr. Sonnenschein auf dem Altar, Gras und Futter rar. Der Schäfer sieht lieber den Wolf in der Herde, als den Sonnenschein. Wenn der Dachs zu L. seinen Schatten sieht (Sonnenschein), muß er noch 6 Wochen zu Bau gehen (Nachwinter). L. scheint sein Recht in Sitte und Brauch nicht zu finden; es hat nur in der Witterungskunde des Landmanns seine Bedeutung gefunden. In der Provinz Sachsen sind nur 2 Orte, die den Tag sehr feiern und zwar 2 Tage lang: in Wehlitz bei Magdeburg und zu Spergau bei Corbetta. (Aus d. Heimat 1893, Nr. 6). Zu prophetischen Wettertagen sind auch die Quatember her geworden, die Mittwoche vor Reminiscere und Trinitatis, nach Kreuzes Erhöhung (14. Sept.) und Lucia (13. Dez.), die ursprünglich die strengen vierteljährlichen Fasttage waren. Am Frühlingsquatember kann man das Wetter für den 100. Tag darauf genau bestimmen.

Fa s t n a c h t. Nach W. Wackernagel, Literaturgesch. 1894, von fasen, faseln, spielen, umherschweisen, daher Faslelei, Faselhans, oder von fasen, ausschweisen, ahd., mhd. fasnaht, fasenacht, mittelniederd. fastelavent, daher im Nordharz Fasselabend, Fastnacht, im Harz Fastlabend, auch Fasnacht, Fastnacht. Daneben das Wort Mummenschanz von Mumme = Maske und schanz = Spiel. Das Wort Karneval ist erst im 17. Jahrh. in Deutschland aufgenommen, nicht von carno vale Fleisch (Fleischessen in der Fastenzeit), leb wohl, vielmehr von carrus navalis Schiffskarren; erinnert an die römische Komödie, bei der ein Karren mit einem Schiff mit Narren, Possenreißern durch die Straße geführt wurde. Von Fastnacht bis Ostern buß jedesmal nur ein Bäcker (abwechselnd nach Innungsvorschrift) zu Sangerhausen Brezeln, die die Brezeljungen verkauften; von 1845 ab (Gewerbefreiheit) bußen alle Bäcker dieses Gebäck; das Aufrufen auf den Straßen wurde nun verboten. Heute noch bäßt man in Stadt und Land Pfannkuchen oder Kräpfeln (Krapfen, Kräppeln, ahd. chrapho, Krapfe, von der Ähnlichkeit mit einem Krapfen, d. i. ein Haken) und Schleißchen (von der Form). Um 1860 war eine Redensart am Nordharz: Zu Fastnacht muß man den Kummer aus dem Hause backen. Die jungen Mädchen gaben bei uns den jungen Burschen ihrer Spinnstube zu Fastnacht Kuchen oder Kräpfeln zum Besten. Die Kinder sammelten Gaben ein und sangen dabei das bekannte: Rosen rot etc. Am Fastnachtstage schnitt man die geräucherten Bratwürste an (Rackwitz S. 21). Über Fastnachtsbräuche siehe Aus der Heimat 1891, Nr. 6, 7, 1892, Nr. 39, 1894, Nr. 4, 20 (nach Reinsberg-Düringsfeld). Chemals fanden in der Goldenen Aue Umzüge in Verkleidungen statt. Am Morgen des Fastnachtstages

zogen die Burschen verkleidet durchs Dorf als Erbsbär etc. und sammelten Würste, Eier, Speck, Äuchen, Kräpfeln, Geld. In der Schenke wurde dann alles gemeinsam verzehrt; für das erhaltene Geld wurde Schnaps gekauft; nachmittags folgte dann der Tanz. Genau so wurde Fastnacht in der Altmark gefeiert (Kuhn, Märkische Sagen, S. 307). Fastnacht ist der Abschiedstag des Winters. Überall herrscht darüber Freude. Die Kinder singen: „Wenns Fastnacht wird, Wenns Fastnacht wird, Da schlacht't mein Vater ein' Bock. Da tanzt meine Mutter, Da tanzt meine Mutter, Da wackelt ihr der Rock.“ Fastnacht und der 1. April sind Tage des Scherzes, des Hänselns und Neckens (Fastnachtsnarren). Da schickt man die Kinder zum Kaufmann, um Zwirnhamen holen zu lassen; andere sollen die Kräpfel-Form usw. holen. Man packt ihnen dann gewöhnlich irgend einen schweren Gegenstand ein (Steine) und schickt sie damit zurück zu ihren lachenden Auftraggebern. Gebräuche in allen Gegenden: Aus der Heimat 1895, No. 8, 9). In der Zeit der Neuerungssucht auf dem Lande (nach der Separation um 1860) schreibt der Pastor zu Ritterburg: „Der Fastnachtsbär hat sich seit ein paar Jahren von Kalbsrieth nach hier eingebürgert; er wird aber bald den Maskenbällen weichen müssen, wo der Bär zu lauter Affen wird.“ Zu Stempeda wird noch heute der „Erbsbär“ aufgeführt. 1433 wurde zu Stolberg der Fastnachtstag mit Tanz, Spiel, Schmaus und Gelage von den Bürgern begangen. 1454 lernen wir den Fastnachtstanz und den dabei verübten Unfug kennen. Zu diesem Volksvergnügen, das in der Stadt und auch auf dem Schlosse stattfand, wurden aus dem Stadtsäckel Zuschüsse gewährt; so 1524 für die Spielleute, für die Bürgersöhne, 1527 für die 3 Fiedler von Quedlinburg. 1508 erhielt ein Forstmeister eine Vergütung dafür, daß er zum Fastnachtsspiel vor den Hunden hergelaufen; ebenso erhielten zwei, die zu Fastnacht und zur Taufe auf dem Schlosse gepfiffen (gespielt), Geld. 1511 erhielt man etwas fürs Spiel in Platners Hause. Es scheint eine Art bürgerliches Turnier gewesen zu sein; denn die Stecher bekamen 1 Tonne Bier. 1536 war zu Fastnacht ein Wettgesang; denn man gab den Kindern, als sie zu Fastnacht auf dem Schlosse „nach Brattwürsten“ gesungen, 6 Groschen; 1 Gulden erhielten die Pfeifer beim Tanz (Harzzeitschr. 17, S. 176, 177). — In der Fastenzeit feierte man in dem ursprünglich wendischen Dorfe Windhausen ein eigenartiges Fest. An einem Dienstag, dem „fetten Dienstag“ (wohl Fastnacht), feierte man das „Wildemannsfest“. Siehe unter lokalen Volksfesten. — In Nienstedt, Wallhausen (noch 1912), in Riehnvorhausen (noch heute), in Altendorf bei Kelbra hielt die Drescher gilde der Handarbeiter ihr Innungsfest ab. Photographie des Dreschervereins zu Wallhausen 1912 im Sangerhäuser Museum. In diesen Drescherinnungen hat sich noch ein Stück der früheren Fastnachts-Schmausereien erhalten. Bei offener Lade saß der Vorstand in der Schenke und vereinnahmte die Geldgeschenke, die jeder Bauer (Anspänner) bringen mußte. Dafür konnte jeder von dem bereitstehenden Tabak rauchen und den Brannwein mit trinken. Wer nicht kam und seine Gabe brachte, wurde mit Musik geholt, und zwar so, wie er zu Hause ging und stand und in welchem

Anzuge er auch war (so zu Riethnordhausen noch heute). In Altendorf hielt man einen Umzug; man begab sich, einen Stock mit einem Flederwisch (Gänselfittich, wie er beim Weinemachen des Getreides gebraucht wurde) tragend, zu den einzelnen Herren, wo der Gildemeister eine Ansprache hielt und mit einem Hoch auf die Arbeitgeber schloß. Zwei Drescher traten dann mit der Innungslade vor, und der Herr mußte ein Geldgeschenk einlegen. In Neinstedt feiert man dieses Fast alle zwei Jahr noch heute; erst hält man den „Reihengang“ (wie zu Altendorf). Der Erbsbär mit dem Bärenführer, der Schimmelreiter, die Gierfrau u. a. verkleidete Personen durften dabei nicht fehlen. Dann war gemeinsames Mahl von den gesammelten Gaben, zuletzt der Tanz (Graf, Gesch. von Nienstedt, 1903, S. 12). Fastnachtsgebräuche in der Grafsch. Mansfeld um 1730, 1834 Mansf. Bl. 1, S. 33. In der Stadtordnung zu Sangerhausen von 1556 heißt es: „Auf Fastnacht sollen die Tanzjunker keine Barten (Aerte) gebrauchen (man ging damals nie ohne seine Barte, seine Holzart aus); denn solche den Bauern gehören, nicht Bürgern in den Städten“. A. v. Keller, Die Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrh., 3 Bände, 1853.

Nach den Freuden des Fastnachtstages (Dienstag) begann am Aschermittwoch (der krumme Mittwoch genannt) die ernste, heilige, stillle Zeit der Fasten. Am Aschermittwoch streut der Priester dem Messebesucher Asche aufs Haupt: „Bedenke, daß du Staub und Asche bist.“ An diesem Tage durfte man nicht spinnen, weil man dann früppelhaftes Vieh bekam.

Blauer Montag. In einem Stücke waren die Deutschen des 14. Jahrh. ihren Altvorderen treu geblieben, im unverwüstlichen Durst. Das zeigen auch die blauen Montage der Handwerksmeister und Gesellen, an denen sie nicht arbeiteten, sondern „blau machen“, wie man noch heute das Nichtarbeiten, Feiern „blau machen“ nennt, aber desto mehr schlemmten. Man hält dafür, der Name sei dadurch entstanden, weil man sich an diesen Tagen weidlich geprügelt und „blau“ geschlagen habe. Doch hat eine andere Deutung mehr für sich. In der ersten Fastenwoche wurden die Kirchen am Montag mit violettem und bläulichem Zeuge ausgeschlagen. An diesem Montag arbeiteten die Handwerker nicht, und das hieß der blaue Montag. Später übertrug man diesen Gebräuch auf alle Fastenmontage und schließlich auf alle Montage im Jahr, die nun blaue Montage hießen. Es war damals schon eine Art Ehrensache, recht viel zu trinken. Selbst das Trinken pro poena (zur Strafe), wie es bei den Studentenkommersen geübt wird, findet man schon frühzeitig beim Volke. In den Kapitularien Karls des Gr. wird ausdrücklich verordnet: „Die Grafen sollen ihre Untergebenen nicht zum Saufen prügeln“. Mythologen leiten den Namen von den germanischen Göttern her. Donar hatte als Attribut eine blaue Peitsche, auch blaues Feuer war ihm heilig (Blitz); wir reden noch heute vom „blauen Wunder“, blaumachen. Es soll dies nichts anderes bedeuten, als diesen Tag dem Donar heiligen.

Am Gregoriusstage (12. März), an dem die kleinen Kinder in der Schule aufgenommen wurden, feierten die Schulen das Gregorius-

fest, indem man mit den Lehrern in der Stadt umherzog in allerlei Ver-
mummungen und sang. In Sangerhausen wurden 1674 der Pickelhering,
der Tod, die Mohren und anderes dargestellt. In Sangerhausen
wurde dieses Schulfest, wobei die neu aufgenommenen Kinder aller-
lei Geschenke, Naschereien etc. bekamen, wie heute die Zucker-
tüten, als ein Nachklang dieses Festes, um 1730 aufgehoben (Frd. Schmidt,
Gesch. d. Stadt Sangerhausen, II, 41, 7). Ueber die Schul- und Grego-
riusfeste vergl. Fr. A. Reimann, Deutsche Volksfeste im 19. Jahrhundert,
Weimar 1839, 1. Teil, S. 56—64. Mücke, Vom Ursprung des Gre-
goriusfestes, Leipzig (vor 1839). Der Papst Gregor IV. stiftete
als Freund der Jugend, der Schulen und der Festlichkeit 830
ein Schulfest. Besonders feierlich wurde das Gregoriusfest
bis in die neueste Zeit in Coburg begangen. Man sah dabei alle Hand-
werker, alle National- und historischen Trachten. Die Kinder erhielten
Geldgeschenke und Brezeln. Ebenso wurde es zu Mühlhausen gefeiert,
wurde aber 1750 als dem Geiste der Zeit nicht mehr entsprechend verboten.
(v. Reinsberg S. 76.)

Läta re. Der Sonntag L. heißt auch der „schwarze Sonntag“, weil an diesem Sonntage die Altäre bis Ostern schwarz gelleidet wurden. An vielen Orten Deutschlands findet zu Lätare das sog. „Tod a u s -
tr a g e n“ oder Sommergewinn oder Sommersingen statt, in der Gold.
Aue zuletzt noch zu K e l b r a. Hellbach, Nachtrag zum Archiv von und
für Schwarzbürg, 1789, S. 51 berichtete auf Grund von Müldeners Schrift
über die Slaven und Vandalen in der Goldenen Aue, 1756, daß da-
mals noch zu Unterhahn, Markenbach, Unterweißbach und einigen Orten
des Amtes Schwarzbürg die Sitte des Todaustragens am Sonntage
Lätare üblich gewesen sei. Knaben und Mädchen trugen eine aus einem
Birkensbusche gefertigte menschliche Figur zum Orte hinaus, warfen diese
in eine Pfütze oder den Bach und sangen dabei: „Wir tragen den alten
T h o r hinaus Hinters alte Hirtenhaus. Wir haben nun den Sommer
gewonnen Und K r o d o s (ein vermeintlicher Gott des Harzes) Macht
ist weggekommen.“ Der alte Volksfest in Thüringen lautete: Wir trei-
ben nun den Tod hinaus, Den alten Weibern in das Haus, den Reichen
in den Kästen. Heut ist Mitterfasten (Reimann S. 17). In K e l b r a zog
die Jugend einer Strohpuppe alte Kleider an und verbrannte diese Fi-
gur vor dem Tore auf einem Holzhaufen oder auch zugleich mit dem
Osterfeuer, wie es auch zu Frankenhausen geschah. Vorher sammelte man
Gaben in den Häusern ein, die man dann gemeinschaftlich verzehrte.
Das sog. Anfinge- oder Umzugslied, Heischlied lautete: „Teilt doch
dem armen Tod auch was mit“. Nach dem Verbrennen lief
jeder so schnell er konnte nach Hause; denn man glaubte, der Letzte müsse
bald sterben. Der „Tod“ bedeutet den gestorbenen Winter, der der
Macht des Frühlings gewichen ist. Wir haben es also hier mit dem Rest
der alten heidnischen Feier des Frühlingseinzuges oder des Kampfes
zwischen Sommer und Winter zu tun, wie in vielen anderen Frühlings-
festen, deren eigenartigstes der „Maikönig“ ist. In der Rheinpfalz und
Schlesien nannte man es „den Winter austreiben“; in Thüringen, Sach-

sen, Franken, Böhmen trat an die Stelle des Winters der Tod; daher „den Tod austreiben“. Sommer und Winter wurden durch zwei vermümmte Gestalten dargestellt, der Sommer war in Efeu oder Sinngrün, der Winter in Stroh und Moos gekleidet; beide kämpften mit einander so lange, bis der Sommer siegte. Schon 1534 finden wir in Sebastian Franks „Weltbuche“ über diese Feier eine Nachricht. Prof. Frd. Kruse beschreibt das Fest, wie es um 1830 in Schlesien begangen wurde. Der Popel (das war der Strohmann) wurde ins Wasser geworfen, worauf der Haufe der jungen Leute (Knechte, Mägde) unter Absingung einiger Lieder und unter lärmendem Geschrei nach Hause lief. Der Abend wurde mit Tanz, Gesang und Schauspiel zugebracht. In Breslau, Glogau (noch 1879), wo das Sommersingen gewöhnlich war, zog die Schuljugend, z. T. in Begleitung der Lehrer, durch die Stadt. Sie blieben vor den Häusern, wo sie eine reichliche Gabe erwarteten, stehen und sangen Lieder. Eins lautete: Rote Rosen, rote Rosen blühen auf dem Stengel. Der Herr ist schön, Der Herr ist schön, Die Frau ist wie ein Engel (Erf-Böhme, Liederhort, III, S. 136). Dieses Lied wird zu Sangerhausen zu Neujahr von den Kindern gesungen. Ein anderes: Dort oben ist ein schönes Haus, Da guckt 'ne schöne Frau heraus Mit ihren schwarzblau'n Augen, Den Sommer will sie schauen. Da kommt sie herunter und sieht sich an, Und steht auf gleicher Erde, Und steht auf gleichem Dache. Wir können's nicht schöner machen. In Eisenach singt man noch heute beim Nachausegehen: Den Tod haben wir ausgetrieben, Den Sommer bringen wir wieder. Das Leben ist zu Hause geblieben. Darum singet fröhliche Lieder; ähnlich sang man in Thüringen, bei Naumburg etc. (v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 77—84). In Leipzig war das Fest im 17. Jahrh. so herabgesunken, daß man die Strohpuppe durch leichtfertige Personen umhertragen ließ. Diese gingen zwei und zwei, sangen allerlei Lieder auf den Tod und stürzten endlich den strohernen Mann in die Parthe; Luther scheint geglaubt zu haben, daß diese Feier sich einzig auf die Abschaffung des Göhndienstes beziehe, indem er das bei der Frühlingsfeier übliche Volkslied auf die Auströbung des Papstes parodierte. Das Todausstragen war ein wendischer Brauch. Die Wenden trugen das Bild der Göttin Marzana und der Tiowonia auf langen Stangen aus den Dörfern, sangen allerhand Trauer- und Klagelieder dabei und warfen sie hernach in den nächsten Fluß. Die Marzana hält Grimm für die Wintergöttin. Man hat das Wort Lätare sogar mit dem slavischen Wort *ljeto* = Frühling oder Sommer oder auch das Jahr in Verbindung gebracht. Man erzählt bei den Slaven den Kindern, daß in der Fastenzeit in der Mittagsstunde vor den Toren ein altes Weib zerstört werde; in Schlesien trug man ehemals weibliche Figuren umher, in Zwickau wurde eine alte Frau von Stroh auf eine Stange gesteckt. Das Zersägen und Verbrennen der alten Frau ist nach Grimm identisch mit dem Auströgen und Ersäufen des Todes. Das Todausstragen wurde polizeilich verboten im Erzgebirge, zu Gera, Jena, Leipzig, Meißen um 1700, in Nürnberg, Schlesien kurz vor 1786. 1786 wurde es noch gefeiert auf dem Eichsfelde, in Bayern, Franken, Böhmen, Friesland,

Lausitz, Schlesien, Polen, Obersachsen, Niedersachsen, Mecklenburg. In der Altmark war es nach Grimms Mythologie ein slavischer Brauch (vergl. Ruhn, Märkische Sagen und Märchen, 1843). Journal von und für Deutschland, 1790, 1.—6. Stück, S. 310—314. Aus der Heimat 1891, Nr. 10—12. v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 1863. Fr. Magnus Böhme, Das Kinderlied, 1897, Nr. 1609, 1610. Reimann, Deutsche Volksfeste im 19. Jahrh., 1839, S. 15—34 ausführlich in allen deutschen Landschaften beschrieben. Im Mittelalter begann am Sonntage Lätere das *Kegelspiel*; die Regel- oder Boßelbahn wurde hergerichtet, wenn das Wetter nicht allzu ungünstig war. Vergl. unter *Kegelspiel*.

P a l m a r u m. Der Name Palmsonntag oder Palmtag röhrt her von der Gewohnheit der katholischen Kirche, am letzten Fastensonntag, dem Sonntag vor Ostern, Palmenzweige zu weihen, um damit die Prozession zur Erinnerung an den Einzug Jesu in Jerusalem abzuhalten. Die mannigfachen Gebräuche, die sich an diesen Tag knüpfen, weisen auf heidnische Sitten hin. Da es in den nördlichen Ländern keine Palmen gibt, ersetzte man sie durch Zweige von Buchsbaum, Oliven, Weiden, Silberpappeln oder Haselnußsträuchern, die Knospen oder Blätter haben. Fast überall findet am Palmsonntag die Konfirmation statt, wie früher am weißen Sonntage (Quasimodogeniti). Die Konfirmation ist erst durch Phil. Sat. Spener eingeführt, in hiesiger Gegend erst 1705 (1710), in Eisleben schon 1570. Sie findet bei uns Palmarum statt, in der Grafschaft Hohnstein vor cr. 1850 am weißen Sonntag, Sonntag nach Ostern (Quasimodogeniti), wie die Firmelung der katholischen Kirche, ebenso bis cr. 1880 im Braunschweigischen, in Hessen. Das Bestreuen des Weges vom Konfirmandenhaus bis zum nächsten Konfirmanden und so fort bis zur Kirche mit „Grünem“ (Anklang an die biblischen Palmen) wurde in Sangerhausen Palmarum 1846 zum erstenmal von den vornehmesten Eltern ausgeführt. Als das Anklang fand, geschah es seitdem immer. Als man z. B. 1856 nicht genug Grünes hatte, streute man Sand, in den folgenden Jahren beides, wie noch heute. Das Sezen von Tannen vor die Häuser der Konfirmanden weist auf einen altgermanischen Brauch zurück. Im Hohnsteinschen schenken die Knaben den Konfirmandinnen, jeder seiner sog. Bet- und Abendmahlsschwestern, auch „Straußmädchen“ genannt, einen „Strauß“ (künstliche Blumen), wogegen die Knaben ihnen ein Geschenk kaufen, die Mädchen den Knaben ein Kränzchen ins Knopfloch und eine Zitrone „zum Riechen“. Die Mädchen tragen Kränze auf dem Kopfe, die Knaben an manchen Orten den Zylinderhut. Am Nachmittag besuchen sich die Konfirmanden gegenseitig und bekommen Kaffee oder Schokolade mit Kuchen, wohl auch Wein, ehemals sog. „roten Schnaps“. Früher erhielten die Konfirmanden von den Eheleuten des Ortes Lederbälle und Marmorkugeln (Schussern zum Schössern), die Mädchen Haar- und Stecknadeln. In der Grafschaft Hohnstein geschah diese Verteilung zu Ostern, an welchem Tage dann auf der Dorfweise Wettspiele (Balllaufen etc.) veranstaltet wurden, zu Emseloh 1696 zu Palmarum, wie auch in Südtüringen, wo man deshalb den Palmsonntag „Ballsonntag“ nannte. Vergl. O. Röhn, Thür. Ballsonntag-Geschichten,

Sangerh. Ztg. 1927. Ueber Gebräuche zu Palmarum in allen Ländern siehe Aus d. Heimat 1889, Nr. 15, 1896, Nr. 12, 1894, Nr. 11, 12; auch Heinrich Bröhle, Harzbilder, v. Reinsberg-Düringsfeld S. 121. Vor der Konfirmation begaben sich die Kinder zum Kantor und Pastor und „bedankten“ sich bei ihnen. Der überall übliche, stereotype Spruch dabei lautet: „Herr Kantor (Pastor), ich bedanke mich für Ihre gute Lehre und für Ihre große Mühe, die Sie mit mir gehabt haben, und daß Sie mich so weit gebracht haben, daß ich das heilige Abendmahl erlangen kann. Wenn ich Ihnen etwas zu Leide getan habe, so vergeben Sie es mir.“ Will der junge Mensch später in die Reihe der jungen Burschen (Bengel genannt) aufgenommen sein, so muß er sich „bengeln“; davon später.

Grüner Donnerstag. Mit dem Palmsonntag beginnt die Karwoche, auch die große, die stille oder Marterwoche, bei den Engländern Leidenswoche, bei den Niederländern die gute, hohe oder Weintwoche genannt. Das Volk benennt die Tage der Karwoche so: Blauer Montag, schiefer Dienstag, krummer Mittwoch, weil an diesem Tage Jesus verurteilt, also das Recht „gekrümmt“ wurde, Grüner Donnerstag, stiller Freitag, dürrer Sonnabend, dicker, fetter Sonntag (Ostern). Bei den Blämen heißt der Grüne Donnerstag der weiße, hohe oder große Donnerstag, der von der Kirche dem Gedächtnis der Einsetzung des Abendmahls gewidmet ist. In katholischen Ländern findet die Sitte der Fußwaschung und Speisung von 12 Armen statt. In den Hospitälern gab es im Mittelalter besondere Stiftungen, um eine Anzahl Armer zu speisen. In Deutschland pflegt man an diesem Tage etwas Grünes zu genießen. Man ist bei uns zu Mittag und Abends Porree, Spinat, Kapünzchen, Kapfsalat (im Hohnsteinschen) mit Eiern, Schnittlauch, Kräutersuppe. Schon der Name Donnerstag und das Grüne weisen auf Donar hin, den Gott des Donners und Gewitters, den Spender der Fruchtbarkeit. An diesem Tage gingen in der altchristlichen Kirche die sog. Grünen, d. s. die, welche aus der Kirche ausgestoßen waren und nun wieder „grünten“, d. h. sich gebessert hatten, zum erstenmal wieder (dies viridum) zum Abendmahl, wie noch heute die Konfirmanden an diesem Tage zum erstenmal zum Abendmahl gehen. (Aus d. Heimat 1894, Nr. 21, 1892, Nr. 39). In Ritteburg gingen am Gründonnerstag die armen Leute von Haus zu Haus und ersangen sich milde Gaben. Besonderer Überglauke häftete an den Eiern, welche die Hühner an diesem Tage legten, aus ihnen entstehen lauter Hühner; diese Hühner wechseln jedes Jahr die Farbe; solche Eier halfen gegen Bruchschäden. Wer ein solches mit in die Kirche nimmt, aber eins von einer schwarzen Henne, der kann alle Hexen in der Kirche erkennen; sie tragen einen Milchkübel auf dem Kopfe (Weber den Gr. Donnerstag vergl. Aus d. Heimat 1892, Nr. 15, 16). 1580 ordnete man in Sachsen an, den Küstern das „grüne Ei“ auf Gründonnerstag, das Ostereli, das Ei auf den Heiligabend (Weihnacht) und zu Neujahr, „so in dem Sprengkessel oder geweihten Wasser umgetragen (in der mittelalterlichen Kirche), nach Einführung der Reformation 1539 aber, weil solches gefallen, die Leute nicht mehr geben wollen“, auch ferner zu geben. 1673 wurde in Sangerhausen das Holen des „grünen Eies“ seitens der Kinder bei ihren Paten

verboten, ebenso „das schöne Ei“ der Hirten. Im Altenburgischen schenkt man den Patenkindern, die zum erstenmal zum Abendmahl gehen, allerlei Geschenke, u. a. rote Eier, den „grünen Thorstig“ genannt.

K a r f r e i t a g. Von ahd. *hara* die Klage, Trauer, stiller Freitag (ohne Geläut, Gesang, Orgelspiel). An diesem Tage haben sich Heidentum und Christentum mit einander verquickt. Es ist der heiligste christliche Tag. Die abergläubischen Leute rückten nicht recht damit heraus, was sie an diesem Tage trieben und vielleicht noch treiben, meist geheimnisvolle Sympathiekuren. Der Karfreitag ist ein Unglückstag; an ihm soll man nicht verreisen. Man soll niemand ins Haus oder in den Hof lassen, weil man bestohlen wird, niemand etwas borgen, weil man's nicht wieder bekommt. Wer ein Gebrechen hat, soll es an diesem Tage büßen lassen; daher verdienten die Schäfer und alten Weiber viel (Rackwitz S. 23). Es gilt für Frevel, an diesem Tage etwas zu arbeiten. Wer sich an diesem Tage die Nägel verschneidet, lebt nur noch 1 Jahr. Wer sich die Haare verschneiden lässt, bekommt 1 Jahr lang keine Kopfschmerzen. Kehrt man morgens vor Sonnenaufgang die Stube aus, so geben alle Frösche der Umgegend zu Grunde (Aus d. Heimat 1896, Nr. 13). Wenn es am Karfreitag regnet, ist das ganze Jahr gesegnet. Wer am Karfreitag in seinen Garten geht, hat Raupenfraß zu gewärtigen. Wer an diesem Tage Wasser trinkt, hat das ganze Jahr Durst und wird von den Mücken geplagt. Bereits im 4. Jahrh. war der Karfreitag der größte Fuß-, Bett- und Fasttag des Jahres, indem man 40 Stunden lang bis zum Anbruch des Tages der Auferstehung weder Brot noch Wasser zu sich nahm.

O s t e r n. Die gewöhnlichen Ostergebräuche des alten Frühlingsfestes der Germanen sind folgende. Osterfeuer, Osterwasserholen, Osterfeier. Vor 12 Uhr in der Oternacht gehen die Mädchen an ein fließendes Wasser, um Punkt 12 Uhr das Osterwasser zu schöpfen; es wird mit und nicht gegen den Strom desselben geschöpft, hat heilende Kraft, macht das Angesicht schön, hält sich in einer Flasche, gut verkorkt, ein ganzes Jahr frisch. Man darf aber beim Hingehen, Schöpfen und Heimgehen kein Wort sprechen, sonst wird es „Plapperwasser“ und verliert seinen Zauber. In der Neumark, in Sachsen und in Thüringen wird das Vieh damit besprengt; die Pferde werden in der Oternacht in die Schwemme geritten. Wer sich damit wäscht, verliert seine Sommersprossen. Die mutwilligen Burschen stören oft die Mädchen, veranlassen sie zum Sprechen und werden dann ausgelacht. Da diese Neckereien öfter zu grobem Unfug und Schlägereien Anlaß gegeben, wurde 1838 in Sangerhausen das Osterwasserholen polizeilich verboten. Auch in der Altmark ist das Holen des Osterwassers unter Schweigen genau so gebräuchlich, wie bei uns, ebenso die Osterfeuer mit ihren Gebräuchen (Kuhn S. 312). Die Knaben am Rhein und in Norddeutschland sammeln vorher Holz: Wir sammeln Holz zum Osterfeuer. Die alten Teertonnen sind zu teuer. Wollen Sie uns nicht 1 Groschen geben, So sollen Sie die Freud auch mit erleben. Sie wurden auch ungestüm und sangen: Wässen rus! edder mi schloon än Loch ins Hus. In der Oternacht um 12 Uhr verwandelt sich das Wasser in Wein, so das des Siegenborns bei

Steinbrücken, das Wasser des Sachsengrabens bei Obersachsenwerfen im Hohnsteinschen, falls dieser überhaupt Wasser hat, da er nur periodisch fließt. Wer sich vor Sonnenaufgang auf einen hohen Berg stellt, sieht das Tagesgestirn am Horizont dreimal hüpfen. Besondere Höhen sind in unserer Gegend die Hasenburg bei Bleicherode, der Petersberg bei Halle. Auch in der Mark Brandenburg, in Schlesien glaubt man an diese Freuden sprünge der Sonne (Kuhn S. 311). Alle Frühlingsfeste der Germanen hatten den Charakter der Sühne und Reinigung; deshalb finden wir den Feuer- und Wasserkult damit verbunden. Ueber das Osterwasser vergl. Aus d. Heimat 1891, Nr. 13, 14, 1893, Nr. 14, 15. Ueber das Osterfeuer sprangen Braut und Bräutigam; der Osterbrand gab dem Adler Fruchtbarkeit, das Osterwasser Mensch und Tier Gedeihen. Das alles deutet darauf hin, daß das Osterfest eine Feier zu Ehren der fruchtbringenden Frühlingsgottheit war, sie mag Donar oder Ostara genannt worden sein. Wie das Osterwasserholen, so ist auch das Beschenken der Kinder mit Ostereiern eine über ganz Deutschland verbreitete Sitte. Sie werden in der Regel in Wasser mit Zwiebelschalen oder andern unschädlichen Farbstoffen (Gras etc.) gekocht oder auch bemalt; daher das „bunte“ oder das „schöne“ Ei genannt. In manchen Gegenden werden diese am Ostermorgen verschenkt und dem suchenden Kinde in Thüringen, Hessen, Schwaben, in der Schweiz glauben gemacht, der Osterhase habe sie gelegt. In Rietzendorfhausen, Wippra etc. ziehen dann die Kinder nach dem höchsten Berge der Flur (bei R. auf den Heidesberg, bei W. auf den Lauseberg) und kollern die Osterfeiere hinab und stellen einen Wettkauf an. In der Niederlausitz herrscht derselbe Brauch mit den Wallen, siehe unter Ostara (wallen = rollen). Kaum hatten die Kinder die Ostereier, so suchten sie im Scherz die der andern zu zerschreien. Das nennt man in Thüringen das Rippen, in Schwaben Ricken oder Tupfen. An manchen Orten war auch der Eierlauf, ein Wettkauf, üblich. Das Ei ist das Symbol der Schöpfung und der Fruchtbarkeit, des Lebensanfangs, der Keim aller Dinge des Weltalls. Die Kirche erklärte das Ei für das Symbol des Erlösers, der aus dem Grabe erstanden ist. Pfarrer und Küster erhielten als Kirchendiener Ostereier; den heidnischen Priestern opferte man ehemals Eier zur Frühlingszeit. Die Kirche im Mittelalter hatte dem Hasen eine religiöse Heiligung eingeräumt. Die Römer glaubten, durch Genuss von Hasenfleisch körperliche Schönheit zu erlangen. Der Hase, das fruchtbarste Tier, war der Frühlingsgöttin Ostara geweiht; das zeigt der eierlegende Osterhase, in Kuchenform gebacken. Ei und Hase sind Sinnbilder der Fruchtbarkeit und des Segens und deuten auf die Göttin Ostara, auf Freia, Frau Holle, die sich bei ihren nächtlichen Wanderungen durchs Land von den Hasen die Lichter voranstragen läßt. Im Hasenteiche bei Altenbrak im Harz holt man die neugeborenen Kinder. Hasenbrot schmeckt den Kindern sehr gut, d. i. Gebäck, aus der Stadt mitgebracht, oder was der Landmann von seinem Frühstück oder Bessperbrot auf dem Felde übrig gelassen hat. Das Osterei ist auch ein Symbol der Liebe, indem sich Liebende damit beschenken. An den Ostertagen zogen Männer und Burschen auf die Dorfwiese und spielten Schlagball (Aus d. Heimat 1894, Nr. 3,

21). Wie die Kinder mit den Eiern, so belustigten sich Erwachsene mit dem Handball; in Norddeutschland ist das Ballspiel fast überall die Hauptergötzlichkeit am Osterfest. In der Mark wird am 3. Ostertage der Osterball gefeiert. Bei Tangermünde, Urendsee, Salzwedel bittet man die im verflossenen Jahr verheirateten Frauen um den Brautball, der dann von den Knechten und Mägden in einer Scheune zerschlagen wird (v. Reinsberg S. 116). In der Goldenen Aue, wie zu Bennungen, werfen die jungen Eheleute des letzten Jahres Lederbälle aus für die Jugend. In der Grafschaft Hohnstein herrschte folgender Brauch. Die jungen Ehemänner, die sich im letzten Jahr verheiratet haben, versteckten sich am 3. Ostertage in irgend einem Winkel ihres Hauses. Bald kamen die jungen Burschen mit Peitschen und Knallten zunächst tüchtig vor dem Hause. Dann suchten sie den Versteckten. Es dauerte in der Regel eine geraume Zeit, bis man ihn gefunden hatte. Mitunter blickte er lächelnd aus der Dachluke, während man ihn im Keller suchte. Hatte man ihn endlich gefunden, so führte man ihn mit freudigem Hallo und Geschrei auf den nahen Osterberg, wo man ihm Baumknospen auf einem Teller vorsezte, von denen er auch einige essen mußte. Dann wurde er mit Stricken gebunden und ins Dorf geführt. Unterwegs lockerte er leise seine Bande und entfloß in den nächsten Wald. Hatte man ihn hier endlich erwischt, so wurde er in die Schenke geführt, wo er ein Fäschchen Bier spenden mußte. Diesen Brauch nannte man „die jungen Männer in die Knospen treiben.“ Die neuere Mythologie leugnet eine Frühlingsgöttin Ostara; sie war den Nordgermanen unbekannt. Nur der Angelsachse Beda, gest. 735, erwähnt eine Göttin Ostara. Die 3 Ostertage bestimmen das Wetter für die Ernte: Der 1. Tag für die Heuernte, der 2. für die Sommerernte, der 3. für die Herbsternte. Osterregen bringt keinen Segen; Pfingstregen bringt Segen. Pfingstregen reicher Weinsegen. Über Ostergebräuche u. Osterfeuer vergl. Mansf. Bl. 1, S. 35. Der Ruckuck genoß bei unseren heidnischen Vorfahren göttliche Verehrung u. z. als Bote der Freyja, der Frühlingsgöttin; er war der Frühlingsverkünder. Zugleich besaß er die Gabe der Weissagung. Eine große und gelehrte Abhandlung über ihn schrieb Dr. Mannhardt in Wolfs Zeitschr. III, 209—290. Wenn der Ruckuck zum erstenmal ruft, kann man Speck, Schinken anschneiden. Den dünnen Bauchspeck nennt man daher Ruckuckspeck. Dieser Brauch ist wohl ein Überrest aus dem Heidentum. Bonifatius fragte einst beim Papst an, zu welcher Zeit man eigentlich Speck (rohes Fleisch) essen dürfe. Der Papst verordnete: Nicht zur Fastenzeit, sondern nach Ostern. Der Ruckuck war ehemals ein gottesgeweihter Vogel, der wohl auch dem Donar heilig war. Sobald er sich hören ließ, brachte Donar auch den Frühling herbei; der Ruckuck war der Frühlingsbote. Jedenfalls opferten unsere Vorfahren beim Erscheinen des Ruckucks ihrem Sonnengott Donar auch fettes Fleisch und das der schmerigen Bauchgegend des Ebers. Wenn Donars Ruckuck den Frühling verkündigt, mußte der Speck angeschnitten und gegessen, ehemals geopfert werden (Aus d. Heimat 1895, Nr. 12). Wenn man den Ruckuck zum erstenmal rufen hört, muß man sich auf dem Rücken wälzen, so bleibt man das ganze Jahr von Kopfschmerzen verschont. Wenn

man beim ersten Kuckuckruf sein Geld zählt, hat man das ganze Jahr Geld. Am 1. April schickt man die Narren, wohin man will. Hat man jemand zum Narren gehabt, so heißt es: „Aprilsnarr!“ Die Aprilscherze und das „in den April schicken“ hat mit den Hänseleien, wie wir sie in Indien und bei den Römern kennen, wohl kaum etwas zu tun. Einige leiten sie nämlich von dem Narrenfast der Römer ab. Andere sind der Ansicht, man habe durch sie das Aprilwetter verbildlichen wollen, oder die Redensart von Pontius zu Pilatus schicken. jedenfalls waren sie aber bei den alten germanischen Völkern nicht bekannt. Wie es scheint, sind die Aprilscherze in Frankreich aufgekommen. Vielleicht ist die Erklärung nicht unrichtig, wonach man, als man 1564 den Neujahrstag vom 1. April auf den 1. Jan. verlegte und keine Neujahrsge schenke mehr geben konnte, scherzhafte Gegenstände als Spott und Verhöhnung verteilte. Nach Grimm kam diese Neckerei erst in den letzten Jahrhunderten aus Frankreich zu uns, wo aber sein Ursprung unaufgeklärt ist. Goethe sagt: „Den ersten April mußt übersteh'n, dann kann dir manches Gut's gescheh'n.“ Er dachte wohl an den alten Ab erglauben, daß der 1. April ein Unglückstag sei; an ihm soll Judas geboren sein. Im westlichen Deutschland gelten Aprilskinder als Unglückskinder. In Italien sind die Aprilscherze erst im 17., in Russland erst im 18. Jahrh. aufgekommen. Man schickt bei uns die Kinder oder Leichtgläubige, Harmlose aus, um etwas zu holen, was es gar nicht gibt, so vom Kaufmann Zwirnhamen, aus der Apotheke Mückenfett, Schnecken-, Krebsblut, Kieselsteinöl, rosa-grüne Tinte, gesponnenen Sand, gedörnten Schnee, „für 1 Dreier Hochmühlein“, Buckelblau, Kriegsmühmorgen etc., beim Schlachten das Maß für die Kuttelwürste, zu Fastnacht die Kräppelform, wobei man gewöhnlich dem Geschickten einen Korb voll Steine packte etc. Eine andere Deutung ist folgende: Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 wollte man u. a. das Münzweesen in Ordnung bringen und setzte einen besondern Münztag auf den 1. April an. Aber der 1. April kam, und an den Münztag wurde nicht gedacht. Alle Spekulanten, die sich auf den 1. April getrostet hatten, hielt man für angeführte Narren.

Der Sonntag nach Ostern, *Quasimodo geniti*, der weiße Sonntag, weil man an diesem Tage die weißen Kleider, die man in der Osterwoche zum Zeichen der Unschuld getragen hatte, noch trug, war in der Grafschaft Hohnstein und im Harz bis etwa 1880 der Konfirmationstag, in der Goldenen Aue von jeher der Palmsonntag.

Pfingstkreis.

Walpurgis (1. Mai oder Groß- oder Alt-Walpurgis, 12. Mai Klein-Walpurgis). Zu Sangerhausen fand man bis etwa 1835 an den Häusern, in denen hübsche Mädchen wohnten, am 1. Mai kleine, aus Weidenruten gefertigte, buntgeschälte Pferdchen, Heugabeln u. a. aufgehängen, manchmal sogar in den oberen Etagen. Diese Figuren sollten andeuten, daß die jungen Mädchen in der Nacht vorher auch auf dem Brocken als Hexe gewesen seien. An vielen Haustüren sah man mit Kreide 3 große Kreuze gemalt, die den Hexen den Eingang verwehren sollten, in

Artern noch 1876. Zu Dietersdorf bekränzte man noch 1876 Türrn, Tore, Fensterläden. Ueber die Weide in ihrer Beziehung zur Sympathie und zum Volksaberglauben, über den Winnläwer (Mailäfer) vergl. Aus d. Heimat 1892, Nr. 20—23; über den Waldmeister und Maitrank das. 1891, Nr. 22. Die Brockenfahrten der Hexen (Hägesen oder Hägischen, d. s. die Hainbesucherinnen), auf Besen reitend, in der Walpurgisnacht (Nacht zum 1. Mai) werden erst seit 1565 erwähnt; also erst in späterer Zeit wurde der Brocken als Zusammenkunfts-ort der Hexen angesehen. Vergl. darüber Harzzeitschr. 3, S. 786—818. An die Stelle der heidnischen Frau Holle ist die christliche Walpurg getreten. Flurnamen mit Walper zusammengekehrt, gibt es mehrfach. Auf der Nürnberg heißt die westliche Wallburganlage mit der Peterskirche die Walpensburg; bei Kelbra sind die Wolpertäler; bei Arnstadt ist ein Bergwald, das Walperholz, einst ein Kloster der heil. Walpurgis. Aus den Verehrerinnen der Frau Holle wurden im Volksglauben unter dem Einflusse des Christentums die Hexen (aus Hagedissen, d. s. solche, die im Hag oder Hain die Göttin verehrten). Am 1. Mai wurde Frau Holle, Holda (Freia, Frigg) verehrt, weil dieser Tag als ihr Hochzeitstag mit Wodan galt. Am Abend des 1. Mai reiten die Knaben auf geschälten Weidenstäben umher und machen mit Kreide Kreuze an die Haustüren oder den Erwachsenen auf den Rücken. Zu Martinsrieth hielten noch 1876 die Knaben, die sich Helme von Weidenrinde und hölzerne Säbel verfertigt hatten, einen Umzug im Dorfe. In Dietersdorf ritten die Knaben auf Stockpferden im Dorf umher (1876). Zu Görsbach ritten am 1. Mai die Knaben auf bunten Weidenstäben auf den Brocken. Am Vorabend zu Walpurgis ritten noch 1892 die Knaben zu Ichstedt auf „Walperpferdchen“, geschälten Weidenstäben, umher und bliesen auf aus Weidenruten geschnitzten „Päpen“ oder „Fäppen“; auch malten sie mit Kreide Kreuze an die Haustüren, um die Hexen zu verscheuchen. Zu Wallhausen erneuerte man 1927 diese Sitte des Buntstekkenreitens der Schuljugend. Zu Riethnordhausen bogen die Knaben bis etwa 1880 Weidenruten mit ihrem dickeren Ende wie zu einem Pferdelöpf um und hängten diese mit einem kleinen Bündchen Heu an das Hoftor. Wer die Hexen in der Walpurgisnacht reiten sehen will, muß sich auf einem Kreuzwege unter eine geerbte Egge legen, die Zinken nach oben gerichtet. Ein vor die Haustür gestellter Besen schützt vor dem Eintritt der Hexen. Am Vorabend des 1. Mai bekränzte man Türrn, Tore (Dietersdorf 1876). Ueber den Mai König vergl. weiter unten u. Abschn. Volksfeste. Der 11., 12. und 13. Mai (Mamertus, Pankratius, Servatius) sind in ganz Europa als kaltebringende Tage verschrien und werden die „Eisheiligen“ genannt, in Thüringen auch „wilde Männer“. Pankratius nennt man den Weintöter. Ist P. schön, wird guten Wein man seh'n. Ueber Maigebäuche und Maifeeste vergl. Aus d. Heimat 1891, Nr. 16, 17 1889, Nr. 20—23. 1555 heißt es im Mansfeldischen: Walpurgis wälzen sich die jungen Leute bis an den hellen lichten Morgen.

H i m m e l s a h r t. An diesem Tage, dem heil. Donnerstage, durfte man nicht nähen, sticken, um nicht das Gewitter ins Haus zu ziehen. Man sieht daraus, daß dieser Tag dem Donar heilig war. An diesem Tage

blüht die sog. Glücktblume; wer sie findet, wird reich. In Thüringen und im Harz suchen die jungen Mädchen diese Glücktblumen, in Thüringen Allermannsherrnkraut genannt. Sie bringt Glück und den jungen Mädchen einen Mann. Die Sagen von aufgefundenen Schäzen werden meist auf diesen Tag verlegt. In Thüringen ist es Brauch, am Pfingstmorgen früh aufzustehen und hohe Berge in der Umgegend zu besteigen. Am Nachmittag versammeln sich die Umlwohner an einem bestimmten Orte, wohin die Ausflüge zu Himmelfahrt gerichtet sind. Bei Bleicherode z. B. sind 4 solcher Mittelpunkte (Aus d. Heimat 18791, Nr. 18). Die Umlwohner von Steinsee in der Grafschaft Hohnstein gingen nach St. zum „Stiezelfest“, St. sind ein vierdeckiges Gebäd. Keilerei zwischen den einzelnen Dorfschaften waren keine Seltenheit. — In alter Zeit hielt man in der Himmelfahrtswoche die Flurprozessionen, Rogationen, die *Wittgängen*, voran der Priester mit fliegenden Fahnen, ab, um den Segen für die Feldfrüchte zu erbitten. Im Magdeburgischen erhielten Pfarrer, Schullehrer und Kinder nach dem Umzuge durch die Felder eine Mahlzeit, die Pfarrer bei der Ernte das sog. „Segenkorn“ (Kuhn, Märkische Märchen und Sagen, S. 329). Auch die Wenden hielten im Mai solche Flurumgänge, ähnlich wie man bei uns im Herbst in gewissen Jahresabständen die Flurumgänge abhielt, um die Grenze zu kontrollieren und zu regulieren. Um die heidnischen Feldumgänge durch christliche zu ersetzen, wurden die Bettage oder Rogationen, die schon im 5. Jahrh. zur Abwehr von Landplagen angeordnet waren, von der Osterzeit in die Himmelfahrtswoche verlegt. Man verlegte bekanntlich in der christlichen Zeit christliche Feste in heidnische Festzeiten, wie das Verfahren des Papstes Gregors d. Gr. zeigt und später zur Regel wurde. 1347 heißt es bei Emseloh: „Damals waren die Pfarrer und die Altarleute und die Bauern zu E. mit Kreuzen und mit Fahnen auf das Zehntland gegangen und zu den Heiligen behalten, daß das Land (Zehntland) vor Alters gegangen und noch geht (der Kirche zu Lehn) wie vorgeschrieben.“ Diese Umzüge oder Flurgänge hatten auch den Zweck, die Jugend mit der Grenze und den strittigen Stellen der Flur und Grenze bekannt zu machen. Später wurden diese Flurumgänge erst nach der Ernte (um Martini) gehalten. In Riestedt hielt man etwa alle 30 Jahre einen Flurumzug ab, wobei jung und alt auf den Beinen war. Er dauerte 2 Tage; so 1678, 1716, 1769, 1798, 1832. „Mit Klingendem Spiel und fliegenden Fahnen“ wurde die Flur umgangen. Fehlten Grenzsteine, so wurden solche ersetzt. Die junge Generation sollte sich den Verlauf der Flurgrenze einprägen. So verabreichte man wohl an einer strittigen Grenzstelle einem in der Nähe stehenden Knaben eine schallende Ohrfeige mit den Worten: „Merk dir!“ 1769 mußten an der Kloppgasse (Riestedt-Annaröder Grenze) die preußischen (Annaröder) und sächsischen (Riestedter) Jungen unter einer Brücke hindurchkriechen. Des Abends war dann Tanz in der Schenke. Ueber Grenzumzüge im Mansfeldischen vergl. Mansf. Bl. 1, S. 51. In Rottleberode fand ein Flurzug 1750 am 27. Oktober statt. Vergl. Sommer, Märchen und Gebräuche in Sachsen und Thüringen, 1846. Größler, Mansf. Sagen, 1880, S. 78—81. Ueber „Himmelfahrtsbiere“ im Mansfeldischen siehe Mansf. Bl. 1, S. 37. Größ-

ler (Neujahrsbl. d. Prov. Sachsen 1883) sieht das Himmelsfahrtsbier als ein Bieropfer zur Feier des Sieges der Sonne über die feindlichen Mächte an. Ein Tag der Prozessionen war der *M a r k u s t a g* (25. April). Man hielt an diesem Tage auch Flurumzüge ab. So umging man 1477 das Gericht zu Artern (Gerichtsgrenze des Amtes) „mit den Kreuzen“. Auch zu Stolberg wurde an diesem Tage eine große Bittfahrt gehalten.

Pfi n g s t e n. Ist Weihnachten das fröhlichste, Ostern das Heiligste, so ist Pfingsten das lieblichste Fest; überall in allen Gegenden herrschte Fröhlichkeit und Heiterkeit, die die Natur zu dieser Zeit im Gemüt des Menschen hervorrufen muß. Es war das eigentliche Sommerfest; die Pfingstgebräuche sind Festlichkeiten, mit denen man einst den Mai begrüßte, die in christlicher Zeit auf Pfingsten übergingen. Name vom griech. pentekoste (der 50. Tag nach Ostern). Die in den Orten des Amtes Alstedt gehaltene Pfingstmette wurde 1729 abgeschafft. Von den vielen früheren Pfingstgebräuchen ist bei uns nur noch das Maienholen übrig geblieben. Das Symbol des Pfingstfestes ist der lichtgrüne Maienbaum, die Pfingstmaie, die Birke. Die Altäre und Kirchen wurden mit Maien geschmückt. Chemals wurde dieser Frühlingsbaum von der Gemeinde mit Sang und Klang aus dem Walde geholt. Heute holen die jungen Burschen die Maie heimlich aus dem Walde und stellen sie vor der Liebsten Tür. Unbeliebten Mädchen werden Dornenwellen vor die Tür, Mädchen, die noch keinen Schatz haben, Strohmänner auf das Dach gesetzt. Heute kaufst sich fast jedes Haus eine Maie. Bis 1870 schmückte man in Sangerhausen die jetzt nicht mehr vorhandene Galerie des Jakobikirchturmes und viele Häuser mit Maien. Auf dem Pfingstanger oder Pfingsträsen vor den Dörfern wurden in alter Zeit die Pfingstspiele, auch das Pfingschießen abgehalten. Am Nachmittage des 2. Pfingsttages versammelten sich die Pfingstburschen, um mit Musik nach dem Pfingsträsen zu ziehen, wo man nun spielte. Obenan stand das *R i n g -* oder *K r a n z s t e c h e n*, das *K r a n z r e i t e n*, bei Wettin das *M a n n s t e c h e n*, ein Mann von Stroh, auf den man mit verbundenen Augen reitet; wer ihn mit dem Stab trifft, ist Sieger. Im Hohnsteinschen hing an einer Schnur zwischen zwei Pfählen der Ring oder Kranz. Die Vorbereitenden mußten diesen mit einem langenartigen Stabe herabstechen, was an die Ritterzeit erinnert. Der Gewinner bekam einen Preis. Solche Wetttreiten finden auch in der Altmark, in Asendorf, Schaffstedt im Mansfeldischen, in Calbe a. d. S. statt. Ist der Gewinn ein Hut, so redet man vom Hutreiten. 1714 verbot der Rat zu Artern, daß am 3. Pfingsttage „nach dem Kranz geritten“ würde. Es unterblieb aber nicht, weshalb eine Anzahl von Bürgersöhnen und Knechten bestraft oder eingesteckt wurde. Auch das *H a m m e l r e i t e n* geschah meist zu Pfingsten oder kurz darnach. Erbsbär und „Beias“ (Bajazzo, Possenreißer, Hanswurst) fehlten nicht, letzterer teilte mit seiner Brütsche Hiebe aus. Ein anderes Spiel war folgendes: Auf einem Handwagen stand ein mit einem Bett-Tuche verdeckter Korb, in dem ein Bursche mit einer Ziehharmonika saß und spielte. An dem Korb war eine Kurbel angebracht; das Drehen dieser sollte einen Leierkasten vortäuschen. Ein als ein altes Weib verkleideter Bursche

sammelte Gaben und Geld in den Häusern ein. Ueber die Pfingstspiele vergl. v. Reinsberg-Düringsfeld, S. 149—160, daselbst auch über das Pfingstschießen.

Hier hin gehört auch das alte Fest des Einholens des Maikönigs, das des Wilden Mannes, der Schimmelreiter, die Weibermühle u. a. Feste, die an die Stelle des alten Maikönigs getreten sind. Im Mansfeldischen und in den angrenzenden Orten des Kreises Sangerhausen schenkte man zu Pfingsten das „Pfingstbier“ (Mansf. Bl. 1, S. 37, 12, S. 991, 112, 13, S. 47). In der sächsischen Landesordnung von 1482 war verboten, daß die Gemeinden vielmals im Jahre „gemeine Biere trinken“. Diese sollen in Städten und Dörfern nur zu Weihnachten, Fastnacht, Pfingsten und von den Innungen auf den heil. Leichnamstag getrunken werden. Doch sollen nicht mehr als 20 Personen in der Zeché sein und 1 Faß Bier trinken. Später trank man das „gemeine Bier“ nur noch zu Pfingsten. Um 1550 wollte die Kirche das in der Grafschaft Mansfeld übliche Pfingstbier abschaffen; der Eisleber Superintendent beklagt sich 1555 sehr über die Feier desselben (Mansf. Bl. 12, S. 91, 112, 13, S. 47). Bei der Visitation der Kirchen in der Ephorie Sangerhausen wird 1580 gesagt: „An etlichen Orten missbrauchen die Bauern ihre Kirchen für ein Krebschmar (Schenke) oder Bierkeller, schroten das Pfingstbier darin, damit es frisch bleibe und saufens daselbst aus mit Gotteslästerung und Fluchen etc., treten auf die Kanzel, richten Predigten an zum Gelächter etc.“ Von Obersdorf heißt es 1577: „Das Pfingst- und Weihnachtsbier ist abgeschafft.“ 1558 hatten die zu Bornstedt kein Pfingstbier getrunken, aber doch 3 Faß in ein Haus gezogen, in die Schenke 9 Faß. 1569 wurde beim Pfingstbier-Trinken zu Bornstedt ein Bäcker entleibt. Zu Grillenberg schaffte man das Pfingst- und Weihnachtsbier 1577 ab. 1721 schoß zu Holdenstedt ein Vater seinen Sohn durchs Knie; „kam von dem übermäßigen Trunke bei dem vom Teufel eingeführten Pfingstsauzen her“ (Kirchenbuch). In gleicher Weise werden die sog. Pfingstbiere in Norddeutschland gefeiert. Man wählt einen Einschenker, zieht von Haus zu Haus und sammelt Gaben; eine Laube wird errichtet, Maien werden gesetzt. Nicht in allen Mansfeldischen Orten ist das Trinken des Pfingstbieres alt und mythisch. 1584 erboten sich die Untertanen des Amtes Sittichenbach, zur Instandsetzung der etwas verwüsteten Klosterländerei auf 6 Jahre jährlich 3 Tage mehr zu fronen (pflügen). Dafür erhielten sie jährlich auf jeden Pflug 1 Scheffel Roggen, 1 Faß Bier zu Pfingsten und $\frac{1}{2}$ Scheffel Hafer. Ebenso konnten sie ihre Pferde in den Klosterhölzern hüten. Im Mansfeldischen und den östlichen Orten des Kreises Sangerhausen wurde das Pfingstbier noch in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. getrunken. Auch in der Altmark wird am 2. und 3. Pfingstag getanzt und das Pfingstbier getrunken (Ruhn S. 326). Zu Saubach 1929.

Zu Görsbach wurde noch 1828 das „Zoberbier“ getrunken und das „Hegemal“ von den Hufnern, die Rietland besaßen, gehalten, wie schon zu Heringen 1560.

Mit ernsten Worten eisert der Pfarrer Mart. Borner zu Wallhausen 1577 gegen die Sonntagsstänze als den Herd der Unsitlichkeit.

Er schreibt: „Von Alters her seien von Pfingsten an den Sommer hinaus Sonntagstänze gehalten bis in die Nacht hart vor der Pfarrerwohnung. 1573 seien dabei 2 junge Burschen ermordet. Sie seien deshalb einige Zeit lang unterblieben. Aber 1577 seien sie wieder angefangen trotz Vermahnung des Pfarrers, und ist viel Unordnung, Unzucht, Aergernis dabei begangen. Der Junker (v. d. Asseburg) hats wollen abschaffen, ist aber nicht geschehen.“ Mit Nachdruck führt der Pfarrer zuletzt die Tat- sache an, die ihm als ein göttliches Omen erschien, daß an jenem Tage, als man am letzten Mal getanzt, „die Lauberhütten (Laubhütte aus Maien), darunter und dabei sie getanzt, am hellen und stillen Mittage von selbst eingefallen sei.“ Obgleich 1749 verordnet war, daß an Fast-, Buß- und Bettagen, an Sonn- und Festtagen alles Tanzen unter freiem Himmel gänzlich verboten worden war, kamen die jungen Burschen zu Obersdorf doch am 2. Feiertage des Pfingstfestes 1751 zum Pastor und baten um Erlaubnis, den Pfingsttanz im Freien halten zu dürfen, was er ihnen jedoch abschlug. Als sie sich aber an die weltliche Obrigkeit des Amtes wandten, erhielten sie die Erlaubnis. Das Konsistorium zu Leipzig verbot darauf in diesem Jahr noch einmal das Tanzen unter freiem Himmel an Sonn-, Fest-, Buß-, Fast- und Bettagen. 1736 be- gnadete der Herzog Joh. Adolf II. von Sachsen-Weissenfels das Dorf Riestdt in ihrer Dorfordinanz mit „einem sog. Pfingsttanz, jedoch ohne Entheiligung des Sabbats oder der Festtage“, dafür aber jährlich 2 fl. zu geben.

Der Pastor Kundmann zu Holdenstedt berichtet 1666 über den Pfingsttanz: „Weil die rohe Bursche hiesigen Ortes sich mit aller Möglichkeit ausrüsten, dieses so hochheil. Fest des heil. Geistes mit ihren asotischen und sodomitischen himmelschreienden Sünden zu verunheiligen, wie auch an Ostern und Himmelfahrt geschehen. Nun aber der sehr böse unverantwortliche Gebrauch hier eingerissen, daß nicht den 3. Feiertag, wie an andern Orten zulässig, der Pfingsttanz geführt, sondern allhier alsbald den 2. Feiertag früh das Pfingstbier von ihnen geschroten und mit bacchantischen blöden turbation unter die Linden geführt und verzapft wird, ungeachtet des heil. Gottesdienstes, im gemeinen Holz die Maie in fuderweise geholt und den Tanzplan bestickt unter währender Sacris, die Bursch den Gottesdienst hintansezet, sich halb toll und voll saufen, nachmittage aber mit dromelten Feuch, groben Blöken der heil. andere Feiertag also profanisieret wird, daß man augenscheinlich sieht, wie nicht das heil. sondern des höllischen Geistes celebrieret werde.“ Vom Amt Behernaumburg hatten sie sich Lizenz zu ihrem Tanz geholt; doch ging dieser ehemals nicht eher als den 3. Pfingstag an und schloß Mittwochs. „Thige Rotte aber straß 2. feria früh anfängt und bis gegen den Sonnabend continue schwärmet, daß des Nachts keine Ruhe andern Leuten gelassen wird.“ R. bat daher das Amt, „es wolle den subordinierten Tanzknechten ihren petitio den andern (2.) Feiertage Pfingsttanz zu halten, gänzlich abschlagen.“

Heute vereinigen sich im „Pfingsttanz“ in den Mansfelder „Grunddörfern“ die alten „Pfingsttänze“ mit der Feier des „Maikönigs“

und des „Erbsbären“, wie sie an manchen Orten getrennt im Laufe des Jahres gefeiert wurden. Schon einige Wochen vor Pfingsten schließen sich die jungen Burschen des Ortes zur Pfingstgesellschaft zusammen, um Vorbereitungen, auch Vorkehrungen hinsichtlich eines finanziellen Risikos zu treffen. Am Sonnabend vor Pfingsten werden am Morgen einige Führen Maien geholt, und auf dem Dorfplatz oder unter der alten Dorflinde wird eine bretterne Tanzfläche hergerichtet und mit Maien und Gewinde aus frischem Grün geschmückt. Am Abend bringt man jedem Familienoberhaupt ein Ständchen und eine Maie vors Haus. Er spendet einen Festbeitrag, und es wird ihm ein Trunk Schnaps aus einem gemeinsamen Glase gereicht. In Thüringen wird das Pfingstgelage ähnlich gehalten. Am 2. und 3. Pfingsttage ist das Hauptfest, zu dem die meisten Familien Besuch erhalten. Ein Umzug der Pfingstburschen unter Führung des „Amtmanns“ durch das Dorf nach dem Festplatz leitet den Pfingsttanz ein. Der Tanzmeister mit seiner Pritsche leitet den Tanz; manche Verstöße gegen die Festordnung ahndet er durch Geldstrafen. Auf der Platzkugelbahn und auf dem Schießstande kann man praktische Preise gewinnen. Am nächsten Morgen werden die Festteilnehmer durch lautes Knallen der Pfingstburschen mit langen Schlittenpeitschen zusammengezogen. Unter Vorantritt der Musikkapelle geht es nun mit Kind und Regel ins „Holz“ (Wald). Vermummte Pfingstburschen sind im Zuge, von denen eine Anzahl mit Stroh umwickelte Anzüge aus Sackleinen tragen. Diese mit geschwärzten Gesichtern nennt man „Drechscheine“; die andern, in Weiß gekleidet und mit bunten Bändern geschmückt, heißen „Läufer“. Auch der „Erbsbär“, ein Wunderdoktor, ein Barbier, Reiter auf künstlichen Pferden, Burschen in Frauenkleidern, Schornsteinfeger, der Beijas mit dem bunten Narrenkleide, der Schellenkappe, Holzpritsche sind stehende Figuren im Aufzuge. Mit den großen Peitschen schlagen die Läufer tüchtig auf den Erbsbären ein, wobei ihm der Strohpanzer gute Dienste leistet. Wir haben hier das Fest des „Maiölning“. Im Walde herrscht Leben; die Bewohner der Umgegend haben sich eingestellt; Verkaufsstände, Trinkbuden sind zur Stelle. Am 3. Pfingsttage ziehen die Pfingstburschen in ursiger Bekleidung mit Musik durch das Dorf von Haus zu Haus und sammeln in einem großen Tragkorbe allerhand Gaben ein. Ein gemeinsames Verzehren der Gaben (Nahrungsmittel) beschließt die festlichen Tage (Sgh. Btg. 1927, Nr. 121, nach v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 161 ff.). So zu Hergisdorf 1929. Zu Bottendorf lebte der alte Pfingstbrauch des Maienkönigs 1927 wieder auf. Zu Riestedt fand 1927 am 2. und 3. Pfingsttage und zu Kleinpfingsten ein Pfingstburschentanz unter den Linden des Angers statt; in Lengefeld ein Pfingstball; in Niederröblingen am 2. und 3. Pfingsttage großer Burschentanz; am 2. Feiertag wurde im Freien das hist. Festspiel „Die 11 Schillischen Offiziere“ von 60 hist. gekleideten Personen zu Fuß und Pferde mit anschließendem Umzug aufgeführt; Sotterhausen hatte einen Burschentanz. „Schmücket das Fest mit Maien“, rief schon der Psalmit. Das Volk nennt die Birke Maie; der Mai bedeutete unseren Vorfahren den Sommer, der den Winter vertrieben hat. Man wählte gerade die Maie zu

den Pfingstgebräuchen, weil sie im Frühling zuerst grünt; man glaubte, sie sei von Donar, dem Gott des Wachstums im Wald und Feld, ganz besonders bevorzugt. Der Schlag mit Birkenreisern bringt Glück. Im N. war sie neben der Linde der einzige Baum, der den Frühling ankündigte. Die Birke, ein Pfingstbaum (Aus d. Heimat 1892, Nr. 23, 24). — Das Pfingstfest ist wie kein anderes so wichtig im Volksleben; es war tief in die Volksseele eingedrungen. Es ging daher nicht ohne Festlichkeit ab. Kein Fest ist so von einem Kranz volkstümlicher Gebräuche eingehaumt, wie das Pfingstfest; seine Gebräuche werden wohl in heidnische Zeit zurückgehen. Zu Pfingsten tranken die Bünste und Bauern ihr Pfingstbier. Die Schützengilden feierten am Pfingstdienstag oder am Mittwoch ihren Schützenhof. Der Platz, der Pfingsträsen, wurde festlich geschmückt; Lauben und frische Maien wurden aufgebaut. Ein Hanswurst (Baias, ital. Bajazzo) mit seiner Pritsche fehlte nicht, er übte zugleich die Tanzpolizei aus und sorgte für Kurzweil und Unterhaltung. Das Schießen begann; der Schützenkönig zog dann feierlich ein. Um 1400 hielten die Bürger von Aschersleben „auf der Pfingstwiese mit ihren Weibern und Töchtern ihren gebräuchlichen Tanz und Pfingstfreude“. An manchen Orten fanden auf dem Pfingstanger besondere Wettspiele statt, ein Wettslauf oder Wetttreiten. Am 2. Pfingsttage holte man zu Helfta bei Gisßen (in der Altmark am 1. Ostertage) von den neu Verheirateten Bälle, Tücher, Westenstücke oder Geld. Im Wettslauf wurden diese Sachen dann ausgespielt. Der 3. Pfingstfeiertag hatte große Bedeutung im Hute-, Weide- und Hirtenleben. Jedes Dorf hatte bis zur Aufhebung der Wiesen-, Hut- und Weidegerechtsame 1830—1840 und bis zur Separation um 1850/60 sein Pfingstfleck (Pfingsträsen, Pfingstanger) als Weidefleck für Pferde und Rindvieh. Diese Flecke wurden von Ostern bis Pfingsten „gehegt“, wie man sagte, mit weißen Stöcken (abgeschälte Weidenstöcke) „zugestecht“ für die Pferde; kein ander Vieh durfte dahin getrieben werden. Erst am Pfingstmittwoch wurde die Weide „geöffnet“, ursprünglich unter allerhand Gebräuchen, die an die „Auffahrt“ in den Alpen erinnern: Das Vieh wurde geschmückt dahin getrieben; der überladen geschmückte „Pfingstochse“ lebt noch heute im Sprichwort. Wer sein Vieh zuerst zur Weidestelle brachte, war Pfingstkönig; wer es zuletzt brachte, Pfingstesel, im Erzgebirge Pfingstlümmer, in der Mark Pfingsthammel, in der Altmark der bunte Junge; der zuerst erschien, der Tauschlepper. In der Altmark wurde an den Schwanz der Kuh oder des Pferdes ein Maienbusch gebunden, das Vieh mit Tannenreisern und allerlei Grün ausgepukt, daher die „bunte Kuh“ in der Redensart. Ebenso geschah es in der ganzen Mark (Kuhn S. 316). Vergl. über das Bekränzen des Viehs E. Mögl in Hans Maher, Das Deutsche Volkstum, S. 86 ff. v. Reinsberg-Düringsfeld S. 149.

Zuerst räumte man das Pfingstfleck wieder für einen Tag den Pferden ein, dann betrieb man es mit anderem Vieh oder stellte es wieder zu, um es für das Heu zu hegen. Vergl. den späteren Abschn. Weideleben. — Am Pfingstmittwoch, dem sog. Knoblauchsmittwoch, geschah das sog. „Gemeindewerken“, d. h. die Gemeindemitglieder mußten gewisse Fron-

dienste für die Gemeinde verrichten, wie Wegebessern, Grabenreinigen, wie zu Sangerhausen, daher der Pfingstgraben daselbst noch heute, Spritzenprobieren etc., wofür die Gemeinde Bier gab. Zu Saubach noch 1929. Die Wettelröder mußten am Knoblauchs-Dienstag für Sangerh. gemeindewerken (Wegebessern) und bekamen dafür das sog. Pfingstbier (1711 $\frac{1}{2}$ Fäß). 1844 wollte S. dieses Bier ablösen. 1849 kam es zum Vergleich; beide Teile verzichteten auf Leistung, bezw. Vergütung. — Zu Stolberg war der eigentliche vollstümliche Festtag zu Pfingsten am Dienstag. Man buk Kuchen und feierte im Bürgergarten, unter der Linde (1514); im Tiergarten wurden Lauber- oder Laubhütten gebaut (1535). Der Markt wurde zu Festen gefeiert, so zu Lichtmeß, Pfingsten, Fronleichnam, Martini, Weihnachten. Pfingstschießen von den Armbrustschützen wurden 1419, 1430 etc. gehalten u. z. im Juni und Juli, zu Jubilate bis Sept. (Harzzeitschr. 17, S. 180). Ueber Pfingstgebräuche im Mansfeldischen vergl. Mansf. Bl. 1, S. 37—39. Ueber Pfingstgebräuche im allgemeinen siehe Aus d. Heimat 1894, Nr. 17, 1895, Nr. 22; über die Geschichte des Pfingstfestes 1890, Nr. 20 (nach v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 1863.)

Die Pfingsttänze (nach Pfingsten) waren im Mansfeldischen und in den diesem benachbarten östlichen Orten des Kreises Sangerhausen bis ans Ende des 19. Jahrh. im Schwange, so zu Bornstedt, Holdenstedt, Liedersdorf, Behernaumburg, Sotterhausen, Nienstedt. Zuerst war ein „Burschentanz“, den die „Bursche“ des Ortes arrangierten, der 2—3 Tage dauerte. Am 2. Tage zogen die Burschen im Dorfe umher, ließen vor jedem Hause auffspielen, machten ihre Späße und Schnurren; mehrere waren verkleidet. Man gab ihnen allerlei Gaben (Wurst, Speck, Eier, Kuchen oder Geld), was dann gemeinschaftlich verzehrt wurde. Zu Riethnordhausen war mit dem Burschentanz um 1880—1890 ein Wettbewerb von allerhand Gegenständen, meist kurzen Pfeifen, auf dem sog. Bauplatz, einem Gemeindeanger, verbunden.

Etwa 14 Tage nach dem Burschentanz fand in der Zeit nach Pfingsten bis zur Ernte ein Mädchentanz statt. Die Mädchen wollten sich revanchieren und bestritten alle Kosten. Sie hatten das Recht zu engagieren, zum Tanze aufzufordern. Die vor der Schenke oder auf einem Dorfplatz oder dem Anger vor dem Dorfe von den Burschen zu dem Burschentanz errichtete Laube hatte man stehen gelassen und wurde nun von den jungen Mädchen benutzt. Solche Burschen- und Mädchentänze fanden auch statt in den Riethdörfern des unteren Helmetal (Oberröblingen, Edersleben, Riethnordhausen, Martinsrieth, Nikolausrieth, Katharinenrieth u. a. Orten). Zu Riethnordhausen fand der Mädchentanz in der Schenke statt. Die jungen Mädchen versammelten sich vor der Schenke und zogen nach dem Bauplatz. Zwei Mädchen trugen eine Maie, an der 2 Tücher befestigt waren. Diese wurden nun auf dem Bauplatz „ausgelegelt“, d. h. es fand ein Wettbewerb statt, auf manchen Orten Hahnenschlagen, Bogenschießen. Den 2 Mädchen, die diese gewannen, wurden die beiden Tücher nun auf den Rücken gesteckt. Man zog zur Schenke zurück; der Tanz begann. Den 1. Rein (Reigen) tanzten die beiden Mädchen mit dem Festordner, der den Markör (Kellner) machte. Genau so wurden die

Pfingstänze in der Altmark abgehalten (vergl. Auhn, Sitten und Gebräuche, 1843, S. 326).

In der Zeit der Neuerungssucht nach der Mitte des 19. Jahrhunderts (nach dem Aufhören des Weidelebens 1840/50 und nach der Separation 1850/60, womit eine Veränderung des Landlebens vor sich ging) änderte sich vieles auf den Dörfern. Der Pastor Olbricht zu Nienstedt schreibt 1860 über die Pfingstänze und die Veränderung der Vergnügungen auf dem Lande: „So ist es auch mit den Vergnügungen. Alles modernisiert und verfeinert. Selbst das alte ehrliche deutsche Wort „Tanz“ hat dem französischen „Ball“ weichen müssen. Jetzt ladet man nicht mehr zum „Tanz“ ein, sondern zum „Ball“. Nur in einem Falle hat sich unser alter Deutscher gegen den Franzosen mit Erfolg gewehrt und sich sein gutes Recht nicht rauben lassen. Das ist der Pfingstanz. Es ist nämlich hier Sitte, daß alle 2, auch wohl 3 Jahre die jungen Burschen der Gemeinde zu oder bald nach Pfingsten ein Tanzvergnügen veranstalten. Es wird da eine Laube mitten im Dorfe bei der Schwemme gebaut, auf gemeinsame Kosten mehrere Tonnen Bier u. a. Getränk angeschafft und die Musikanten gedungen, d. h. es bezahlt nicht jeder einzelne Tänzer, sondern es wird mit ihnen um eine bestimmte Summe akkordiert. Ein Einwohner macht dabei den Kellner, z. T. den ital. Bajazzo (Baijas). Dies Vergnügen dauert in der Regel 2 Tage. Den 2. Tag ziehen sie gewöhnlich mit Musik im Dorfe umher, wo sie vor jedem Hause aufspielen lassen und ihre Späße machen. Einige haben sich in der Regel auch verkleidet. Die Einwohner geben ihnen nun Speck, Wurst, Eier, usw., weshalb einer mit einem Korb versehen ist, oder ein Stück Geld. Das nennt man Reihegehen. Die empfangenen Lebensmittel werden dann zu einem Mahle bereitet, was gemeinschaftlich genossen wird. Dann beginnt der Tanz. Gewöhnlich findet nach einem solchen Pfingstanze Burschentanz 14 Tage oder 3 Wochen später ein sog. Mädchentanz statt, der aber nur einen Tag dauert. Die Laube bleibt bis dahin stehen. Die Jungfrauen wollen sich ähnlich den Burschen gegenüber revanchieren. Es ist alles wie beim Pfingstanze, nur daß die jungen Mädchen alle Kosten bestreiten, dafür aber das Recht haben, zum Tanz aufzufordern, zu engagieren. Früher haben die jungen Burschen zuweilen auch Kranzreiten, Sachhüpfen oder ein militärisches Ritterspiel, wie die Einnahme der Feldhügel (es waren früher 7 Hügel im Felde) usw. veranstaltet; die jungen Mädchen aber Hahnenschlag, Vogelstechen usw. gehalten. Seit vielen Jahren ist aber dergl. nicht mehr geschehen. Es ist als altwäterlich abgetan. Daß allemal darauf ein Tänzchen folgte, versteht sich von selbst. Jetzt findet man übrigens das Jahr über wenig Tanzvergnügen, höchstens 4—5 mal. Das ist gut; denn dem Geldbeutel schadet es. Früher zahlte man für den Abend 2 Groschen, ein nobler Bauernbursche wohl auch 4 Gr. Er trank sein Glas Bier, leider auch Schnaps. Andere Getränke hatte man gar nicht. Jetzt steht alles auf städtischem Fuße. Der Tänzer muß wenigstens 6 Gr. bezahlen, bekommt ein Bändchen ins Knopfloch. Bier zu trinken gilt für gemein. Dafür wird aufgewarzt mit Bunsch, Grog, Cardinal, Wein u. a. Leckereien.“ In der allerneuesten Zeit sind alte Sitten und Ge-

bräuche noch mehr unter den Maschinenrädern der Zeit glatt geschliffen worden; Eigenart ist ins Allgemeine, in die eintönige Gleichförmigkeit verwandelt worden. 1926 ist zu Berga, zu Wickerode ein „Mädchenball“, aber zu Edersleben immer noch ein „Burschentanz“. Anfangs waren die Mädelntänze nur im untern Helmetal gebräuchlich, später auch im mittleren, dann auch im Vorharz. 1928 war auch zu Dietersdorf ein Mädelntanz. Noch um 1875 vereinigten die jungen Mädchen zu Niethnordhausen mit dem Mädelntanz den Schimmelreiter. Siehe unter Schimmelreiter.

Im Jahre 1896 kleideten die Dorf schönen ihre Einladungen zum Mädelntanz in der Sangerhäuser Zeitung in Verse: So die zu Sotterhausen zu dem am 14. und 15. Juni 1896 stattfindenden Mädelntanz: „Wo gehst Du hin, mein schöner Franz? Nach Sotterhausen zum Mädelntanz! Denn es geht nicht auf dem Schmuse (Rasen), wie allemal. Sondern unter der Linde auf einem feinen, glatten Brettersaal.“ Die zu Niethnordhausen zum 12. Juni 1896: „Die Niethnordhäuser Mädchen im grünen Kranz Machen nächsten Sonntag Mädelntanz. Sie laden ein von nah und fern Alle jungen Damen und Herrn.“ Rodishain zum 20. Aug. 1897: „Am Sonntag ist hier Mädelntanz, Da bleiben keine Stiefel ganz, Da wird gescherzt und auch gelacht Und tapfer dann nach Hause gebracht. Drum laden wir euch alle ein Zum Mädelntanz nach Rodishain.“ Im Nordharz ist die „Grasehochzeit“, das „Grasfest“, der Mädelntanz. Die jungen Mädchen sammeln vorher Gras ein und verlaufen dieses dann zur Deckung der Unlusten. Dabei waren die Burschen verkleidet. Die Mädchen forderten ebenfalls hier zum Tanz auf. Im Altenburgischen nennt man den Mädelntanz „Mägderennen.“

Seit etwa 1880 kamen auch Maskenbälle auf den Dörfern auf; in Oberröblingen war 1880 ein solcher in beiden Gathöfen, wobei 20, bezw. 80 Masken waren. In Sangerhausen waren die ersten Maskenbälle um 1820, u. z. wie auch sonst die Tänze und Theateraufführungen, auf dem Rathause in dem jetzt verbauten Saale (jetzt z. T. Korridor des 1. Geschosses).

Heiligen- und Aposteltage.

Literatur: v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 1863.

Seit dem 4. Jahrh. ist es Regel, daß jede Kirche ihren besonderen Heiligen und ihre Reliquien hat. Die Germanen feierten verschiedene Feste; mit dem Christentum mehrte sich die Zahl der Feste. Man übernahm mit Eifer die zahlreichen Heiligen der alten christlichen Kirche, hatte aber bald auch zahlreiche eigene Heilige germanischer Herkunft. Lange Zeit ist man der Meinung gewesen, die Heiligen seien nichts anderes als die alten Götter im christlichen Gewande: Petrus der Donar, Maria die Freia u. a.

Antoniusstag (17. Jan.). Antonius war der Schutzpatron der Schweine gegen das Antoniusfeuer (Rotlauf). Er wird mit einem Schwein dargestellt. Die Antoniusbrüder durften ein Schwein, das als Kennzeichen eine Glocke am Halse hatte, überall frei weiden lassen. Von

den Bauern holten sie jedes Jahr ihr fettes Schwein. Als man ihnen diese nicht mehr gab, ja sie zum Dorfe hinausjagte, kam manches Dorf in den Bann. Ziegelrode im Mansfeldischen ist deswegen bis ins 4. Glied im Banne gewesen. (Chr. Spangenbergs Mansf. Chronik in Mansf. Blätter 30, Seite 185).

S e b a s t i a n s t a g (20 Jan.). Der heil. S. diente einst, an einem Baum gebunden, heidnischen Schülern zum Ziel; daher ist er der Schutzpatron der Schützengilden, die daher Sebastiansbruderschaften hießen. Heute sagt man: An Fabian und Sebastian soll der Saft in die Bäume gahn. Es ist ein Tag für Wetterpropheteiung, wie der folgende Heiligtstag.

P a u l i B e k e h r u n g (25. Jan.). Sankt Paulus klar, bringt ein gutes Jahr. Pauli Bekehr, Gans, gib dein Ei her. Es ist der Tag, um die Zukunft zu erforschen, besonders für heiratsfähige Mädchen.

M a t t h i a s (24. Febr.). Man übt gern Schabernack an diesem Tage aus; so streut man den Nachbarn und Freunden Häcksel, Asche, Spreu, Laub, Erde etc. vor die Haustür, am liebsten in den Hausschlur, was man „nästeln“ nennt. Daher der Nistel- oder Müsselftag; müsselfn = stoßen, prügeln; bei den Ohren nusseln (Grafschaft Hohnstein, Vogteidörfer bei Mühlhausen). An diesem Tage bearbeitete sich die Schuljugend die Köpfe mit Flachsnoten (Knotten). Matthias bricht das Eis; findet er nichts, so macht er was (schon Joh. Fischart, gest. 1590, bekannt).

P e t r i S t u h l f e i e r (22. Febr.). Bei Sonnenaufgang klopft man mit einem Hammer an die Eckenposten des Hauses und der Ställe, Ratten und Mäuse zu vertreiben. Wer es unterläßt, dem erkrankt das Vieh. Das Vertreiben der Dämonen und das Wecken des neuen Frühlings spielt an diesem Tage eine große Rolle. Der Peterstag ist auch ein Wettertag: Wie an diesem Tage das Wetter ist, so bleibt es 40 Tage. Viele Märchen erzählen von Petri Totenerweckungen (Aus d. Heimat 1894, Nr. 8, 9). Das Volk stellt sich ihn vor als einen Mann mit einem roten Bart und kennt ihn als Gewittermacher: Wenn es donnert, schiebt Petrus Regel: Sage von den kegelschiebenden Rittern auf dem Kyffhäuser. Petrus soll der rotbärtige Donar sein. In vielen Dörfern Süd- und Westthüringens wird der „Peterstag“ noch heute gefeiert. Die Männer gehen an diesem Tage Nachmittag und abends in die Schenke zu Bier und Kartenspiel; die jungen Mädchen und Burschen versammeln sich auch schon nachmittags in ihren Spinnstuben. An diesem Tage führt man gewöhnlich den „Erbsbär“ auf, indem ein Bursche, mit Erbsstroh umwickelt, an einer Kette durch das Dorf geführt wird, wobei man Gaben (Wurst, Speck, Eier, Kuchen, Geld) einsammelt, was alles dann in einem Gelage mit den Mädchen verzehrt wird. Noch vor etwa 50 Jahren hatten die Kinder einen schulfreien Tag. Sie zogen zum Lehrer und brachten allerlei Geschenke (Löffel voll Erbsen, Linsen, Bohnen), andere Wurst, Speck, Eier, Käpfel, Flachs, auch wohl Stroh. Es sind dieses die alten Emolumente der früheren Schulmeister, die zu deren Einkommen gehörten, wie man in Nordthüringen und Sachsen Brote und Bratwürste, Osterreier, auch Feuerstroh, in einem oder zwei Umgängen an Lehrer und Pfarrer zu geben hatte, und daher „Gangbrot“ hießen, was alles um 1880 abgelöst

wurde. Die Kinder erhielten jedes 2 Brotzeln, und der Lehrer spielte in der Schulstube zum Tanz auf; allerlei Späße wurden getrieben. (Sangerh. Zeitung Februar 1929).

Mariä Verkündigung (25. März) wurde schon im 5. Jahrh. gefeiert. In Sachsen ist es das einzige Marienfest, das sich in der evangelischen Kirche erhalten hat. In Norddeutschland gilt es sprichwörtlich für den Zeitpunkt, an dem die Abendarbeiten bei Licht aufhören, um erst zu Michaelis wieder zu beginnen. In Tirol heißt es: Mariä Verkündigung die Schwäbchen kommen wiederum.

Johannistag (24. Juni). Wie der Mai mit seinen Festlichkeiten die Rückkehr des Sommers feiert, so ist der Juni zur Verherrlichung der Sonne in ihrer höchsten Macht bestimmt. Der Johannistag gehörte schon um 500 zu den wichtigsten Heiligenfesten der Kirche. Seine Bedeutung beruhte darauf, daß er mit der Zeit der Sommersonnenwende zusammenfiel. Von einer heidnischen Feier ist nichts bekannt. Das Johannifest, in Schweden, England Mittsomertag genannt, war das ur-alte Fest der Sommersonnenwende, das den Germanen, Kelten und Slaven gemeinsam war: Johannifeuer in Sachsen, Sommersonnenwende-Fest der heidnischen Vorfahren. In Sangerhausen wurden seit Anfang des 19. Jahrh. in allen Familien so viel Kränze von Kornblumen, Klatzrosen, Johanniskraut, das vor Hexerei schützt, vor den Fenstern aufgehängen, als Kinder (Mädchen) in der Familie waren, welche Sitte noch 1876 bestand. Johannifeuer werden in Sangerhausen noch heute am Abend vorher abgebrannt, seit 1903 besonders auf dem Schloßhenschloß, in Artern anfangs auf dem Weinberge, seit 1875 beim Solbache. Mädchen, die zu Pfingsten eine Maie gesetzt bekamen, hängten als Antwort einen Kranz von Feldblumen aus: Ein Distelstrauch bedeutet eine Abfage, Thymian ist verheißend. In den Dörfern am Kyffhäuser fand das „Hahnen schlagen“ der Mägde statt. Ein Knecht hält einen Hahn, nach dem die Mägde mit einer Stange schlagen, an die ein Aschensack gebunden ist. In der Gegend von Bleicherode ist das Hahnen schlagen im Herbst üblich (Rachwitz S. 27). Seit circa 1890 sind viele solcher Gebräuche eingeschlafen. Ueber Gebräuche am Johannistage im Mansfeldischen vergl. Mansf. Bl. 1, S. 39—44; über Johannifeuer S. 35, 40. 1555 wurde im Mansfeldischen um das Johannifeuer getanzt und gesprungen; die jungen Leute „fräzen und fassen von einer Mitternacht zur anderen“ (Mansf. Bl. 12, S. 73). Schon auf dem Konzil zu Konstantinopel wetterte man vergeblich gegen die Johannistänze, bei denen die springenden Paare sich durch das lodernde Feuer rissen. Ueber die Johannifeuer siehe Kreisgeschichte 1. Heft, S. 84ff. Am Johannistage öffnen sich die Berge, und die Schäze „blühen“, d. h. zeigen sich durch ein Licht. Die geheimnisvolle Wünschelrute, die in früheren Zeiten eine so große Rolle spielte, muß in der Johannsnacht geschnitten, viele Kräuter müssen an diesem Tage gepflückt werden, wenn sie wirksam sein sollen. Den Farnsamen, der Glück bringt, kann man am Trinitatissontage und am Johannistage gewinnen. Man legt Besen kreuzweise über die Schwellen der Stalltüren, damit die Hexen dem Vieh nicht schaden können. Denn die

Johannisnacht gilt gleich der Walpurgisnacht für eine Geisternacht; die Hexen halten ihre Zusammenkünfte. Im Harz schmückten die Kinder kleine Tannenbäume aus, die sie singend von der Linken zur Rechten drehten, wie die Sonne geht, oder putzten gemeinschaftlich eine Tanne an, die jedes mit einem Bande, einer Bratwurst u. a. behing, indem sie sangen: Tripp, trapp, Käsenapp, Heute ist Johannisstag. Zu Tilleda und am Kyffhäuser fand noch um 1863 ein Hahnschlagen der Mägde statt, bei dem ein Knecht den Hahn hielt und vor den Schlägen sicherte, die die Mägde der Reihe nach mit einem Dreschflegel, an den statt des Flegels ein Aschensack gebunden war, nach ihm ausführten (v. Reinsberg-Düringsfeld S. 186). Über die Johannisfeuer siehe das. S. 187ff. Da man, sobald die Sonne zu sinken anfing, das bisher gebrauchte Herdfeuer für alt und kraftlos hielt, so löschte man es am Sonnenwendabend aus und zündete ein sog. Motfeuer (nod fyr) durch Reiben von 2 trockenen Hölzern an, um mit dessen reiner Glut das Herdfeuer zu erneuern und ein mit Stroh umflochtenes Rad in Brand zu setzen, das als ein Bild der nun abwärts eilenden Sonne von einem Berge herabgerollt wurde. Kohle und Asche wurden aufbewahrt für die Zeiten der Viehseuchen. Auch trieb man das Vieh über die noch glühende Brandstelle. Siehe Motfeuer in der Geschichte des Kreises Hest 2, S. 51. In der Gold. Aue, zu Sachsenburg u. auch anderwärts war der Johannisstag oder der nächste Sonntag ein Festtag für die Schulkinder. In Stadt und Land, selbst im kleinsten Dörfern, feierte man den „Rosentopf“, Johannisopf. Man pflanzte eine Maie vor der Schule auf und um diese herum einen Kreis von Maien. Von einer zur anderen zog man Schnüre mit bunten Eierschalen, Papierschnitzeln, Blumengewinden und Kränzen. Die in der Mitte stehende Maie wurde untanzt. Zu diesem Feste wurden durch „Hemmen“ Gaben und Geld gesammelt. Kam ein Erwachsener, so hielten ihn 2 Kinder mit einem roten Bande auf; er durfte nicht eher weitergehen, bis er sich durch ein Geschenk gelöst hatte (ganz wie beim Hemmen bei der Hochzeit noch heute). Die Kinder singen dabei: Heute ist der Ehrentag, daß ich Sie anbinden mag; Nicht zu lumm (lose) und nicht zu fest. Lösen sie sich auf das Allerbest. Während des Festes ergötzten sich die Knaben mit Armbrustschießen, die Mädchen mit Spielen etc. Zu Nordhausen machten sich die Kinder Lauben (v. Reinsberg-Düringsfeld S. 183). Ähnlich wurde der „Rosentopf“ zu Cölleda gefeiert (Mansf. Bl. 13, S. 162). Zu Heringen wurde 1854 das sog. „Hemmen“ am Johannisstage durch die Schulkinder auf den Straßen, das die Regierung schon 1822 als eine „zudringliche Straßenbettelei“ verboten, aber ruhig weiter bestanden hatte, abgeschafft.

In Hessen vereinigten sich die Schuljungen 6 Wochen vor Johannis, trugen hölzerne Flinten und bettelten Holz, Eier und Geld. Alles verzehrten sie auf Johannisstag. Das gesammelte Holz trugen sie auf einen Haufen und verbrannten es als Johannisfeuer wie in Thüringen beim Osterfeuer. Beim Einsammeln sangen sie folgendes Lied: Da kommen wir hergegangen Mit Spießen und mit Stangen (später die hölzernen Gewehre) Und wollen die Eier langen (holen), Feuerrote Blümlein, Aus

der Erde springt der Wein, Gebt ihr uns der Eier ein (so fort bis 12) Zum Johannisfeuer. Der Haber ist gar teuer, Haber je, Haber jul! Fri, fre, Fried! Gebt uns doch ein Schiet (Scheit Holz) (Journal von und für Deutschland 1790, S. 312, seit 1784 herausgegeben vom Dichter Göcking zu Ellrich). Das Johannis- oder Sommersonnenwendefest ist ausführlich in allen Landschaften und Ländern beschrieben bei Reimann, Die Deutschen Volksfeste im 19. Jahrh., 1839, II, 394—432.

Der Trinitatissonntag oder der goldene Sonntag. In den ersten Wochen nach Pfingsten klingt noch das Echo dieses Festes nach: Das Dreifaltigkeitsfest am Sonntag nach Pfingsten und das Fronleichnamsfest (ahd. fro = Herr), das größte und wichtigste Fest der katholischen Kirche, am Dienstag nach Trinitatis. Der goldene Sonntag wurde in Thüringen besonders hoch geschätzt. Wenn man an diesem Tage dreimal in die Kirche geht und jedesmal an sein Vorhaben denkt, so gelingt dieses und alles, was man am Tage nach Trinitatis unternimmt. Kinder, am goldenen Sonntag geboren, sind Glückskinder, die flug werden und Geister sehen. Der Farnsamen, dem man die Macht zuschreibt, unsichtbar zu machen, Glück im Spiel zu verleihen, jeden Schuß, den sein Besitzer tut, treffen zu lassen, soll in der Mitternachtstunde der Nacht zum goldenen Sonntag, zur vollen Reife gelangen und abfallen, dann aber plötzlich verschwinden. Auch die Wunderblume soll am goldenen Sonntage blühen. Mit ihr kann man Berge öffnen, verwünschte Jungfrauen erlösen, Schäze heben.

Siebenschläfer (27. Juni) und Tag der 7 Brüder (10. Juli) sind Wettertage. Regnet es am Siebenschläfer, so regnet es 7 Wochen. Regnet es am Marientage (2. Juli), so regnet es 6 Wochen.

Jakobi (25. Juli) soll die Ernte beginnen. Der Tag ist Jakobus d. Alt. geweiht; der Tag Jakobus d. J. ist der 1. Mai. Da der Tag in die Ernte fällt, wurde er „Jakobstag im Schnitt“ genannt. Wird der Weißkohl nicht an diesem Tage gehackt, so erhält er keine Köpfe.

Laurentius (Lorenz, 10. Aug.). Er war der erste Diakon zu Rom. Er ist der Schutzpatron der Töpfer und Ziegelarbeiter. Am 10. August wird der Tonhausen mit einem Blumenstrauß geschmückt. Dieser Tag ist auch ein Wettertag: Sind Lorenz und Barthol (24. Aug.) schön, ist ein guter Herbst vorauszusehen. St. Laurentii Sonnenschein verheißt ein gutes Jahr dem Wein.

Bartholomäus (24. Aug.). Dieser Tag bedeutet den Schluß des Sommers und der Ernte. Er ist ein Tag im Weideleben. Von diesem Tage an durfte man in die Stoppeln hütten. An diesem Tage darf es nicht in den Kohl regnen, sonst jagt man Bartholn heraus, und es gibt keine „Kohlheite“ (Kohlköpfe). Barthol ist an Wodans Stelle getreten.

Michaels (29. Sept.). Dieses Fest wird das Fest der Engel oder die Engelweihe genannt. Die alte Kirche erzählte von verschiedenen Erscheinungen des Erzengels Michael. Er ist auf deutschem Boden in vollstümlichem Geiste großartig idealisiert und als eine echte deutsche Figur in Legende und Liedern verherrlicht worden als Deutschlands Schutz- und Schirmherr, als unbesiegbarer, starker Held im Streite (Schlacht bei

Riade 933); daher der „deutsche Michel“. Von Wodan sind Züge auf ihn übergegangen. Beide sind Führer des wütenden Heeres. Michael galt als Schutzgeist, als Schutzengel, welche Lehre aber die protestantische Kirche verworfen hat. Sein Fest fällt auf die Zeit des heidnischen Herbstfestes (das Herbstding der Kaiser, Gerichtsversammlung). Von dem Fest haben sich in Deutschland wenig Reste erhalten. Das Michaelisfest wurde, wie die Aposteltage, in Sangerhausen bis 1826 kirchlich gefeiert, wenn auch nur Vormittag. 1826 schaffte man die 3. Feiertage und die Feier der Aposteltage ab. Michaelisfeuer leuchteten früher überall; in Schwerden brennen noch heute Michaelisfeuer, wie bei uns zu Martini die Martinsfeuer. In England ist die Michaelisgans üblich, wie bei uns die Martinsgans. Früher brannte man zu Herrensgosserstedt weder Oster- noch Johannisfeuer ab, sondern Michaelisfeuer, das aber seit 1818 auf den 18. Okt. (Schlacht b. Leipzig, bis 1864 gefeiert) und seit 1871 auf den 2. Sept. verlegt ist. Der Michaelistag war ein Zahltag; von ihm ab begann der neue Bachttag Michaelistag war ein Zahltag; von ihm ab begannen der neue Bachttag (Wirtschaftsjahr). Die Michaelishühner als Zinsen hießen auch Rauchhühner (von Rauch = Herd und Haus, von der Feuerstätte, dem Hause, zu geben). Gegenwärtig hat das Fest nur noch den Charakter des Erntefestes bewahrt, ebenso in der Kirche. Der Tag ist auch ein Wettertag: Ist die Nacht vor Michaelis recht hell, kommt ein Winter kalt zur Stell'. Michel, steck das Licht an, das Gesind muß zum Spinnen gahn (Aus der Heimat 1891, Nr. 39, 1892, Nr. 39ff., 1895, Nr. 39ff. v. Reinsberg-Dürringsfeld S. 276ff.

Gallustag (16. Okt.). Gallus schaff' heim alles. Auf St. Gallentag muß jeder Apfel in seinen Sack. St. Gallen läßt Schnee fallen.

Martini (11. 10. Nov.). War Bischof von Tours im 4. Jahrh. Er war der erste Heilige, dem eine öffentliche Verehrung in der katholischen Kirche zu Teil wurde; seinen Geburtstag legte man auf den 11. November. Er wurde der Schutzpatron des Frankenlandes und der Mainzer Diöcese. Man dachte sich Wodan reitend mit flatterndem Mantel auf hohem Ross. Daher wurden ihm zu Ehren auch ähnlich einem Rosskopf gebacken, der beim Opfermahl gegessen wurde. St. Martin erscheint in der christlichen Legende als Reitersmann mit dem Mantel; er trat an Wodans Stelle; das altheidnische Herbstopferfest wurde auf den Martinstag übertragen. Martinsfeuer zündet man bei uns nicht mehr ab, wie am Rhein; aber man zündet noch Kerzen an; doch nicht zu Ehren des Heiligen, sondern des Martin Luther, der am Martinstag geboren ist. In Thüringen singen die Kinder: „Martin ist ein braver Mann, zündet viele Lichter an; daß er oben sehn kann, was er unten hat getan.“ Getrunken und gegessen wurde am Martinstag noch genug. Die Handwerker hatten in ihren Innungen am Martinstag ihre Versammlung; in manchen Orten war die Kirmes. Die Kinder bekamen ein Horn in der Form eines Hufeisen, Martinshorn, in Sangerhausen angeblich früher Kropfstoß genannt. Die Verbindung des heil. Martin mit dem Martinschmause mit der Gans, wie er ganz besonders in Nordhausen gefeiert wird, kommt zum 1. Mal geschichtlich 1171 vor. Weder

dem Wodan noch dem Martin war die Gans heilig. Um Martini sind die Gänse schlachbar, Nikolaus die Schweine, am Blasittage die Lämmer. Die Sitte, am Martinsfeste eine Gans zu verzehren, ist fast über das ganze germanische Europa verbreitet. Wodan war auch der Erntegott und Spender des Erntesegens; ihm wurde die Gans ein Opfertier, wie Stier und Eber. Das Essen unserer Martinsgans ist ein Rest der alten Opfermahlzeit für Wodan (herbstliches Wodansfest), die zur Martinszeit stattfand. Daher will man aus ihrem Knochenrüst weiß sagen, namentlich den Winter, ob kalt oder gelinde, herauslesen. Die Gans war ein Lieblingstier der Vorfahren und ein Wetterprophet: Wenn sich die Gänse waschen, gibt es Regen; wenn sie auf einem Fuße stehen, wird es schlecht Wetter. Martini ist für Nordhausen eine Art Nationalfest, die Nordhäuser Kirmeß; es wurde dort schon lange vor Luthers Geburt am 11. November feuchtlich begangen; mit Einführung der Reformation verlegte man dieses Fest auf den 10. November, den Geburtstag Luthers. Auf dem Lande hat es heute noch neben der kirchlichen eine wirtschaftliche Bedeutung: Das Gesinde vermietete sich früher zu „Martin“; ebenso die ländlichen Arbeiter, (der Schäfer jedoch zu Walpurgis, 1. Mai). Beim „Abzug“ erhalten Knechte und Mägde die sog. „Trollbrezel“ (trollen abziehen). Martini war der Abschluß des Wirtschaftsjahres: Die Naturalzinsen an die Geistlichen und an den Lehn- und Landesherrn waren meist zu Martini fällig (Aus d. Heimat 1889, Nr. 45; 1895, Nr. 45; 1894, Nr. 45, nach v. Reinsberg-Düringsfeld S. 340 ff.); besonders der Ritschart in Sangerhausen, der Ruttenginz im Mansfeldischen, der Tröpfennig im Altthaltischen. Zu Martin schlacht der orme Mann sein Schwien; zu Liechtmäßen hättes uffgefrässen (Grafschaft Hohnstein, Mansfeld). R. Simrock, Martinslieder 1846. Allerheiligen am 1., Allerseelen am 2., St. Hubertus, der Patron der Jäger, am 3. Nov.

Andreasstag (30. Nov.). Die Gebräuche dieses Tages beziehen sich auf das Gebiet der Liebe und Ehe; Andreas, „der mittelste unter den Heiligen“, wurde der Schutzpatron der heiratslustigen Mädchen. Bekanntlich wurden christliche Feste auf heidnische verlegt; heidnische Götter auf die Apostel und Heilige der Kirche übertragen. Andreas trat an die Stelle des Freyr, des Gottes des Sonnenscheins, der Fruchtbarkeit der Erde, der Pflanzen, Tiere und Menschen, der Liebe und Ehe und des Ehesegens. Die Weissagungen am Andreasstage beziehen sich meist auf die Ehe. Junge Mädchen befragen den Heiligen, im Traum erwarten sie die Antwort. In Thüringen decken die Mädchen zwischen 11 und 12 Uhr nachts den Tisch, legen Messer und Gabel darauf und öffnen das Fenster. Dann muß der Zukünftige vor dem Fenster sich zeigen. Werfen die Mädchen eine geschälte Apfelschale rückwärts mit der rechten Hand über die linke Schulter, so können sie aus der Figur, die diese bildet, den Anfangsbuchstaben des Zukünftigen ersehen (auch im Elsäß). Die am Andreasstag abgeschnittenen Zweige vom Hollunder, Flieder etc. blühen zu Neujahr, wenn man sie in der Stube ins Wasser setzt; wer sie einen Tag später pflückt, wird sie nicht blühen sehen. Aus der Gestalt des zwischen 11 und 12 Uhr ins Wasser gegossenen Bleis sieht ein Mädchen das Ge-

werbe des Zukünftigen. Die jungen Mädchen aßen bei uns ungewässerte Heringe und sagten dabei: „Ach lieber heiliger Andreas, gib uns ein' Mann, ein'n hebschen, ein'n rächt'nen riechen, ein'n jüden, där nich bese is, där alle jüden Tugenden hät, där nich seift, där nich leift, där nich humpelt, där nich trumpelt (nicht albert, d. h. alt wird).“ Bei diesem Essen darf nichts getrunken werden (v. Reinsberg-Düringsfeld S. 353f.). Aus dem Brustbein der Martinsgans verkündigt man das Wetter: ist es weiß, so wird strenge Kälte; ist es dunkel, so gibt es viel Schnee und laues Wetter. In der Goldenen Aue geht der Liebste mit seiner Liebsten am Martiniaabend in den Garten und brechen von einem Obstbaum je ein Reis ab, das sie in die warme Stube sezen. Blühen beide zu Weihnachten auf, so gehen ihre Wünsche in Erfüllung. Vertrocknet der Zweig, so ist dieses eine schlimme Vorbedeutung.

Thomastag (21. Dez.). Am Thomasabend gießt man Blei. Wie am Andreastage, wird auch an diesem Tage der heil. Thomas von den jungen Mädchen angerufen, ihnen den zukünftigen Gatten sehen zu lassen. Man betet: Lieber Thomas, ich bitte dich, Bettstell ich trete dich, Laß mir erscheinen den Herzallerliebsten meinen. Vor und nach dem Gebet muß man dreimal an die Bettstelle klopfen und mit den Füßen gegen die Giebelwand derselben treten; dann erscheint die erwünschte Person im Traum. Abends ist die Sitte des Schuhwerfens, indem man sich auf den Boden des Zimmers niedersezt und die Schuhe oder Pantoffeln rücklings über sich wirft. Sind die Schuhspitzen nach der Tür zu gerichtet, so wird man aus dem Hause kommen, andernfalls hat man noch ein Jahr im Hause zu bleiben.

Preis: 2,50 Mk